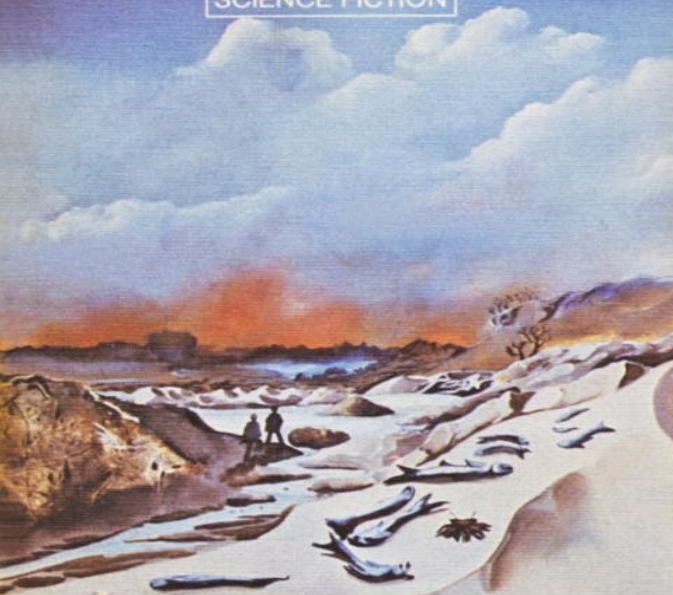


HEYNE
BÜCHER

JAMES GRAHAM BALLARD

Welt in Flammen

SCIENCE FICTION



Eine ölige Brühe schwappt an die Strände der Erde, Millionen von Tonnen Fischleiber verfaulen am Saum der Ozeane. Ein moleküldicker Film aus Chemikalien – die Folge von ungeklärten Industrieabwässern, ausgelaufenen Öltankern, gedankenlos im Übermaß verwendeten Waschmitteln und heimlich über Bord gekippten Giftfässern – verhindert mehr und mehr die Verdunstung des Oberflächenwassers. Wochenlang fällt kein Regen, die Monsune bleiben aus, eine Dürrekatastrophe weltweiten Ausmaßes zeichnet sich ab, Acker- und Weideland verwandelt sich in Wüste, die Wälder gehen in Flammen auf, Flüsse werden zu stinkenden Rinnsalen, Staubstürme

suchen die letzten Oasen der Fruchtbarkeit heim, die Viehherden verenden, und bald sterben auch Menschen. Und eine gnadenlose Sonne brennt vom Himmel.

Da setzt eine weltweite Flucht in Richtung Meer ein, um dem Tod durch Verdursten zu entgehen, doch auf den Autobahnen stauen sich kilometerweit die Blechlawinen. Und denjenigen, denen es gelingt, die überfüllten Strände zu erreichen, schwappt die Jauche der verseuchten Weltmeere vor die Füße, in denen jedes Leben erstorben ist.

James Graham Ballard, geboren am 15. November 1930 in Schanghai, wohnhaft in Weybridge/Surrey/England, hat in diesem Roman, der 1964 erschien und mehr als ein Jahrzehnt vor der Sahel-Katastrophe entstand, eindringlich vor Augen geführt, was uns durch eine gedankenlose Ruinierung unserer Umwelt passieren kann. Er ist heute aktueller denn je und vielleicht mehr geeignet, »Umweltbewußtsein« zu wecken, als alle Appelle der Ökologen.

Vom gleichen Autor erschienen außerdem
als Heyne-Taschenbücher

Der Sturm aus dem Nichts · Band 3158

Karneval der Alligatoren · Band 3308

Der unmögliche Mensch · Band 3324

Die tausend Träume von Stellavista ·
Band 3394

Der vierdimensionale Alptraum · Band
3509

**JAMES GRAHAM
BALLARD**

**WELT IN
FLAMMEN**

Science Fiction-Roman

Neuaufgabe



WILHELM HEYNE
VERLAG
MÜNCHEN

HEYNE-BUCH Nr. 3114
im Wilhelm Heyne Verlag, München

Titel der amerikanischen Originalausgabe

THE BURNING WORLD

Deutsche Übersetzung von Wulf H. Bergner

Copyright © 1964 by James Graham Ballard

Copyright © der deutschen Übersetzung
by Wilhelm Heyne Verlag, München

Printed in Germany 1978

Umschlagbild: Johann Peter Reuter

Umschlaggestaltung: Atelier Heinrichs,
München

Gesamtherstellung: Presse-Druck, Augsburg

ISBN 3-453-30488-8



Als Dr. Charles Ransom mittags sein Hausboot in der Flußmündung verankerte, sah er Quilter, den schwachsinnigen Sohn der Alten, der auf einem morschen Kahn außerhalb des Jachtbeckens lebte, am anderen Ufer auf einem Felsbrocken stehen und über die toten Vögel lächeln, die zu seinen Füßen im Wasser trieben. Die Reflexion seines unförmigen Kopfes schwamm wie ein seltsamer Nimbus zwischen den durchweichten Federn. Der ausgetrocknete Uferschlamm war mit Papierabfällen und Treibholz übersät, so

daß der versonnene Quilter Ransom an einen geistesgestörten Faun erinnerte, der sich mit Blättern bestreute, während er um die verlorene Seele des Flusses trauerte.

Ransom überprüfte die Ankertaue und überlegte dabei, daß dieser Vergleich kaum zutraf, denn Quilter beobachtete den Fluß zwar ebenso aufmerksam wie Ransom und alle anderen, hatte aber bestimmt typisch perverse Motive dafür. Das ständige Sinken des Wasserspiegels, das durch die anhaltende Dürre dieses Frühjahrs und Sommers begünstigt wurde, schien ihm ein eigenartiges Vergnügen zu bereiten, obwohl er und seine Mutter als erste darunter zu leiden gehabt hatten. Ihr alter

Kahn – ein exzentrisches Geschenk des Architekten Richard Foster Lomax, Ransoms Nachbar, der gelegentlich als Quilters Protektor auftrat – krängte bereits so stark, daß der Bootsrumpf wie ein vertrockneter Kürbis platzen würde, sobald das Wasser weitere fünfzehn oder zwanzig Zentimeter sank.

Ransom legte schützend eine Hand über die Augen, als er am verlassenen Ufer entlang nach Westen sah, wo in acht Kilometer Entfernung die Stadt Mount Royal lag. Er hatte die vergangene Woche allein auf den Überresten des Lake Constant verbracht und hatte mühsam zwischen Schlammböden und Untiefen navigiert, während er auf das Ende der Evakuierung der Stadt wartete.

Nachdem das Krankenhaus in Mount Royal geschlossen worden war, hatte er ebenfalls in Richtung Küste abfahren wollen, war dann aber doch zu einer letzten Fahrt über den See aufgebrochen, bevor der Lake Constant endgültig verschwand. Gelegentlich hatte er zwischen dampfenden Schlammhügeln in weiter Ferne die Straßenbrücke über dem Fluß gesehen, auf der Tausende von Fahrzeugen in einer endlosen Schlange nach Süden in Richtung Küste rollten.

Ransom hatte seine Rückkehr absichtlich aufgeschoben, bis auf der Brücke keine Bewegung mehr zu sehen war. Unterdessen bestand der ehemals fast fünfzig Kilometer lange See nur noch aus einer Reihe kleiner Tümpel und

Kanäle zwischen hohen
Schlammbarrieren. Einige Fischerboote
segelten verloren über diese ständig
kleiner werdenden Wasserflächen,
während ihre Besatzungen schweigend
am Bug standen. Im Gegensatz zu diesen
Leuten, die unter der Vernichtung ihrer
Lebensgrundlage litten, hatte Ransom die
allmähliche Verwandlung mit Interesse
verfolgt; je weiter der Wasserspiegel
sank, desto deutlicher hatte er das
Gefühl gehabt, die nassen Dünen des
Seebodens gehörten einer anderen Welt
an, die vor ihm noch niemand erforscht
hatte. Am letzten Morgen war sein
Hausboot in einem Seitenkanal auf
Grund gelaufen, so daß er es nur
mühsam wieder hatte flottmachen

können.

Als er sich der Flußmündung näherte und dabei vorsichtig gestrandeten Jachten und Fischerbooten auswich, lag Larchmont verlassen und still vor ihm. Die sonst so belebten Bootshäuser standen leer, aber im Schatten hingen noch immer getrocknete Fische an den Leinen. In den Gärten am Ufer rauchten Abfallfeuer, die schon lange brennen mußten, denn auf den Straßen war niemand zu sehen. Ransom hatte angenommen, daß zumindest einige Leute zurückbleiben würden, um hier zu warten, bis die zur Küste führenden Straßen weniger verstopft waren, aber Quilters Gegenwart schien in gewisser Beziehung ein obskures Omen zu sein,

eines der vielen irrationalen Anzeichen dafür, wie sehr die Trockenheit in der Verwirrung der letzten Monate tatsächlich um sich gegriffen hatte.

Hundert Meter weiter rechts befand sich das Treibstofflager hinter den Betonpfeilern der Straßenbrücke; die massiven Holzpfähle des Kais ragten hoch aus dem inzwischen längst getrockneten Schlamm. Auch die ehemals schwimmende Pier, an der zahlreiche Fischerboote vertäut gelegen hatten, ruhte jetzt hart am Rand der Fahrrinne im Morast, während die wenigen unbeschädigt gebliebenen Boote in tieferem Wasser trieben. Sonst war der Fluß im Spätsommer noch immer fast hundert Meter breit gewesen,

aber dieses Jahr erreichte er um die gleiche Zeit kauen die Hälfte der normalen Breite und war nur noch ein übelriechendes Rinnsal zwischen hohen Uferböschungen.

Neben dem Treibstoffdepot erstreckte sich das weitläufige Jachtbassin, vor dessen Ausfahrt der Kahn der beiden Quilters – Mutter und Sohn – verankert lag. Lomax hatte ihnen das Boot damals an der Pier übergeben und war so großzügig gewesen, auch noch einen Liter Dieselöl zu spendieren, der knapp für die fünfzig Meter bis zur Einfahrt des Beckens reichte. Da die Quilters dort selbstverständlich abgewiesen worden waren, hatten sie das Boot außerhalb des Beckens verankert; hier saß Mrs. Quilter

den ganzen Tag über auf dem Oberdeck, hüllte sich trotz der Hitze in einen riesigen schwarzen Schal und beobachtete die Leute, die mit Wassereimern an den Fluß gingen. Sie schien ihren Lieblingsplatz nicht verlassen zu haben, seit Ransom vor einigen Tagen abgefahren war, denn sie hockte auch bei seiner Rückkehr in dem gleichen alten Sessel, von dem aus sie die Wochenendsegler angefeuert hatte, die sich bemühten, die Einfahrt des Jachtbeckens mit Zementsäcken zu schließen. Selbst bei hohem Wasserstand war das halbrunde Becken kaum ausreichend mit Wasser gefüllt; jetzt herrschte dort völlige Ebbe, denn auch das verbliebene Wasser war in den

Fluß abgelaufen, so daß die eleganten Boote im Schlamm festsäßen. Nur Mrs. Quilter wachte noch wie eine Hexe über den Jachten, die von ihren Eigentümern längst aufgegeben waren.

Ransom mochte die Alte gern und bewunderte sie sogar, obwohl sie tatsächlich wie eine Hexe aussah und einen schwachsinnigen Sohn hatte. Im Winter war er oft bei ihr zu Gast gewesen, hatte mit ihr eine mitgebrachte Flasche Gin in der beklemmend engen und unglaublich schmutzigen Kabine geleert und amüsiert zugehört, was Mrs. Quilter über die Schlechtigkeit der Welt im allgemeinen zu sagen hatte. Er erinnerte sich noch gut an den ersten Besuch, der damit geendet hatte, daß

Quilter ihn bei strömendem Regen über den Fluß zurückruderte, wobei das ohnehin lecke Boot des Jungen fast vollgeschlagen wäre.

Regen! Ransom versuchte sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was dieses Wort einmal bedeutet hatte und sah dabei zum Himmel auf. Die Sonne hing wie eine glühende Kugel über ihm, deren unerträglicher Glanz weder durch Wolken noch durch Wasserdampfschleier gemildert wurde. Die ausgetrockneten Felder und Wiesen an beiden Ufern des Flusses lagen unter dem gleichen unbarmherzig strahlenden Licht wie unter einer riesigen Hitzeglocke, die alles zur Bewegungslosigkeit erstarren ließ.

Ransom hatte vor Wochen einige Stäbe ins Wasser unterhalb der Brücke gesteckt, aber der Wasserspiegel sank so rasch, daß jede Berechnung überflüssig war. Der Fluß war in den vergangenen bei Monaten fast sieben Meter gefallen, und Ransom schätzte, daß er jetzt nur noch ein Viertel der früheren Wassermenge führte. Während der Fluß zu einem seichten, träg dahinfließenden Rinnsal wurde, schien er alles zu sich heranzuziehen, und die beiden Ufer glichen immer mehr gegenüberliegenden Klippen. Dieser Eindruck wurde durch die auf der Spitze stehenden Zelte zwischen den Kaminen vieler Häuser am Ufer verstärkt; die Leinwandbehälter waren ursprünglich als Regenfallen

gedacht gewesen – allerdings hatten sie diesen Zweck nie erfüllt – und waren jetzt zu hoch angebrachten Staubfängern geworden, die ihren Inhalt der Sonne wie Opfergaben darboten.

Ransom überquerte das Deck seines Hausbootes und blieb am Steuer stehen. Er winkte Quilter zu, der ihn mit einem geistesabwesenden Lächeln beobachtete. Hinter Quilter drehten sich getrocknete Fische an Leinen, die zwischen den Bootshäusern ausgespannt waren.

»Sag deiner Mutter, sie soll den Kahn losmachen und ihn weiter in die Fahrrinne schieben«, rief er Quilter zu. »Der Fluß fällt noch immer.«

Quilter reagierte jedoch nicht, sondern zeigte ironisch grinsend lauf die

verschwommenen weißen Umrisse, die sich langsam unter der Wasseroberfläche bewegten.

»Wolken«, sagte er.

»Was?«

»Wolken«, wiederholte Quilter mit dem gleichen Grinsen. »Voll Wasser, Doktor.«

Ransom ging langsam in die Kabine und schüttelte dabei den Kopf über Quilters bizarren Sinn für Humor; er war sich allerdings darüber im klaren, daß der junge Mann trotz seines deformierten Schädels und seines merkwürdigen Aussehens nicht unbedingt dumm oder geistig beschränkt war. Das verträumte ironische Lächeln schien gelegentlich sogar eine Art verständnisvoller

Zuneigung auszudrücken, als wisse Quilter genau, mit welchen Problemen Ransom innerlich zu kämpfen hatte. Der übertrieben große Kopf, die brandroten Haare und das hohlwangige Faunsgesicht mit den strahlend blauen Augen; die seltsam tief in den Höhlen lagen – das alles erschreckte Menschen, die Quilter unversehens begegneten, ohne vorher von ihm gehört zu haben. Die meisten ließen ihn klugerweise in Ruhe, denn Quilter hatte die unangenehme Eigenschaft, die schwachen Stellen seines Gegenübers auf den ersten Blick intuitiv zu erfassen und sich dann ausgiebig mit ihnen zu beschäftigen.

Dieser Instinkt für Versager war

vielleicht auch die Grundlage des stillschweigenden Einverständnisses zwischen Quilter und ihm, überlegte Ransom sich, als er sah, daß der junge Mann ihn weiterhin durch die geöffnete Kabinentür beobachtete. Offenbar hatte Quilter rasch erkannt, daß Ransom nur deshalb so oft auf das Hausboot floh, weil er nicht die Absicht oder die Willensstärke besaß, bestimmte Probleme seines Privatlebens energisch zu lösen. Aber vielleicht war ihm auch klar geworden, daß Ransom sich im Lauf der Zeit immer mehr einer Gemeinschaft zugehörig fühlte, die ihr Dasein nach den Gegebenheiten des Flusses ausrichtete, den Ransom im Unterbewußtsein längst für wichtiger als sein Heim und seine

Arbeit im Krankenhaus hielt.

Den ganzen Sommer über hatte Ransom das ständige Sinken des Wasserspiegels beobachtet und dabei vor allem erkannt, daß sich die Rolle des Flusses innerhalb der Zeit veränderte. Früher hatte er die Funktion einer riesigen Uhr übernommen, denn die fortwährende gleichmäßige Bewegung des Flusses hatte unverkennbar Ähnlichkeit mit der offenbar linearen Bewegung der Zeit selbst. Wirklich beweglich waren allerdings nur die Objekte innerhalb dieses Stroms, zwischen denen es zu willkürlichen und zufälligen Begegnungen kam. Mit dem Tod des Flusses wurde jedoch aller Kontakt

zwischen den Lebewesen unmöglich, die sich noch auf dem ausgetrockneten Grund befanden, obwohl die Notwendigkeit, zunächst für das eigene Überleben zu sorgen, diesen Mangel vermutlich anfangs weniger in Erscheinung treten lassen würde. Trotzdem war Ransom davon überzeugt, daß die Abwesenheit dieses großen universellen Moderators, der eine Brücke zwischen allen Lebewesen geschlagen hatte, sich im Lauf der Zeit entscheidend auswirken mußte. Jeder von ihnen würde sich schon bald auf einer Insel inmitten eines Archipels befinden, dessen Meer – die Zeit – ausgetrocknet war.

Ransom zog seine leichte Jacke aus

und ließ sich auf der Bank unter dem breiten Heckfenster der Kabine nieder. Er hatte zwar beschlossen, wieder einmal an Land zu gehen, aber nach einer Woche an Bord des Hausboots hatte er keine rechte Lust dazu, diese vertraute Umgebung zu verlassen und die gesellschaftlichen und geistigen Konzessionen zu machen, die damit verbunden waren, obwohl sie unterdessen kaum noch umfangreich sein würden. Er hatte sich einen Bart stehen lassen, den er allerdings auch jetzt nicht abzunehmen brauchte, da er in Larchmont kaum noch Bekannte treffen würde. Obwohl der dunkle Bart sein hageres Gesicht ziemlich veränderte, akzeptierte er diese neue persona als

Teil der veränderten Perspektive des Flusses und als Zeichen seiner eigenen Isolierung an Bord des Hausboots.

Er hatte das Boot im vergangenen Winter zum Verkauf angeboten gesehen, als er einen Patienten am Jachthafen besuchte. Der pastellblaue Rumpf und die ovalen Bullaugen ließen es völlig unnautisch erscheinen, aber die nüchterne Innenausstattung war so ausschließlich funktionell und unpersönlich, daß Ransom sich sofort zum Kauf entschloß. Zur Überraschung der anderen Bootsbesitzer verzichtete er allerdings auf einen Liegeplatz innerhalb des Beckens und verankerte das Boot am Ufer unterhalb der Straßenbrücke. Dieser Liegeplatz war schlechter und

kostete nur eine lächerlich geringe Miete, weil es dort überall nach trocknenden Fischen stank, aber Ransom war dort zumindest für sich allein und außerdem näher an der Straße, die nach Larchmont und zum Krankenhaus führte. Die einzige Gefahr bestand aus den Zigarettensummeln, die aus den Fenstern der Autos geworfen wurden, die über die Brücke fuhren. Ransom saß nachts oft auf dem Oberdeck und beobachtete die glühenden Punkte, die einen Bogen durch die Luft beschreiben, bevor sie leise zischend im Wasser vor ihm erloschen.

Ransom hatte das Hausboot nach seinen Vorstellungen eingerichtet und sich dabei wesentlich mehr Mühe

gegeben als mit dem Haus, das er gemeinsam mit Judith bewohnte; die Kabine enthielt eine Sammlung alter Erinnerungen und Talismane, die er im Lauf seines Lebens angehäuft hatte. Alle diese Kleinigkeiten – medizinische Lehrbücher, die er während seines Studiums benützt hatte, ein Briefbeschwerer aus Kalkstein mit dem Abdruck eines Fischeskeletts, eine kurz vor der Scheidung seiner Eltern gemachte Fotografie, die spie auf dem Rasen ihres Hauses zeigte, die Reproduktion eines kleinen Gemäldes: ›Jours de Lenteur‹ von Tanguy und andere Andenken – hatte er in den vergangenen Monaten heimlich an Bord gebracht, um einen schützenden Kreis

innerer Realität für sich selbst zu ziehen. Wenn er sich jetzt in der Kabine umsah, wurde ihm klar, daß sein Hausboot ihn in gewisser Beziehung vor den Drücken und Vakua der Zeit schützte – wie die Kapsel eines Astronauten, die Schutz vor den Gefahren des Weltraums bieten sollte. Hier waren die unbewußten Erinnerungen seiner Kindheit und Jugend isoliert und in Bruchstücken ausgestellt, als seien sie Versteinerungen in den Glaskästen eines Museums.

Draußen ertönte eine Warnsirene. Der uralte Flußdampfer, dessen verblichene Markisen über leeren Sitzreihen flatterten, steuerte die Fahrrinne zwischen den beiden höchsten Brückenpfeilern an. Captain Tulloch, ein

hagerer Alter mit rotem Gesicht und einer riesigen Knollennase, saß über dem Rudergänger auf dem Dach des Steuerhauses und starrte mit zusammengekniffenen Augen den merklich verengten Kanal entlang. Der Dampfer hatte so geringen Tiefgang, daß er noch über Sandbänke hinwegglitt, die kaum einen Meter unter der Wasseroberfläche lagen. Ransom vermutete, Tulloch sei unterdessen halb blind, werde aber die sinnlosen Fahrten mit dem leeren Dampfer, der früher Touristen über den See befördert hatte, trotzdem fortsetzen, bis das Schiff eines Tages endgültig auf Grund lief.

Als der Dampfer an ihm vorbeirauschte, griff Quilter nach der

Reling, zog sich daran hoch und blieb sprungbereit stehen.

»Wahrschau! Volldampf voraus!« Das Schiff schlingerte leicht, und Captain Tulloch sprang mit einem wütenden Aufschrei von seinem erhöhten Platz. Er griff nach einem Bootshaken und humpelte damit auf Quilter zu, der ihm eine spöttische Grimasse schnitt, bevor er sich wie ein Schimpanse an der Reling entlanghantelte. Der Dampfer hatte unterdessen die Brücke passiert und näherte sich dem alten Kahn der Quilters, wo Mrs. Quilter jetzt aufstand, um Captain Tulloch zu beschimpfen, der ihren Sohn noch immer mit dem Bootshaken in der Hand verfolgte. Dann brachte Quilter sich mit einem

gewaltigen Satz in Sicherheit und lag bereits auf dem Oberdeck des Kahns, als der Captain zu einem letzten vernichtenden Stoß ausholte und dabei nur Mrs. Quilters chinesischen Fächer traf, der ihr aus der Hand ins Wasser fiel.

Das heiße Sonnenlicht glitzerte im Kielwasser des Dampfers, während Mrs. Quilters Gelächter nur allmählich verklang. Ein einzelnes Auto rollte über die Straßenbrücke und fuhr in Richtung Küste weiter. Ransom verließ sein Boot und ging ans Ufer, um seinen Regenmesser zu inspizieren. Er hatte das Gerät vor einem Vierteljahr aufgestellt, aber bisher enthielt der Zylinder nur einige Zentimeter Staub und dürre

Blätter. Als er den Behälter leerte, sah er eine junge Frau im weißen Bademantel fünfzig Meter von sich entfernt ans Wasser gehen. Sie ging so langsam wie ein Mensch, der eben erst von einer schweren und langen Krankheit genesen ist und jetzt weiß, daß er keine Eile zu haben braucht, weil er mehr als genug Zeit hat. Der getrocknete Schlamm wirbelte bei jedem Schritt zu einer kniehohen Staubwolke auf, aber sie achtete nicht darauf, sondern hatte nur Augen für das dünne Rinnsal, das früher ein breiter und tiefer Fluß gewesen war.

Dann warf sie Ransom einen kurzen Blick zu, schien aber keineswegs überrascht zu sein, ihn hier am Ufer zu

sehen. Ransom war sich seinerseits darüber im klaren, daß sie zu den letzten Menschen gehören würde, die noch den Mut besaßen, weiter in der verlassenen Stadt zu leben. Seit dem Tod ihres Vaters, des ehemaligen Direktors des Mount Royaler Zoos, hatte Catherine Austen allein in einem Haus am Fluß gewohnt. Ransom hatte sie gelegentlich am Ufer gesehen und ihr zugewinkt, wenn er vorbeisegelte; allerdings hatte sie sein Winken nie erwidert.

Jetzt kniete sie am Wasser und betrachtete die toten Fische und Vögel mit gerunzelter Stirn. Dann stand sie wieder auf und ging zu Ransoms Boot hinüber. Sie zeigte auf einen alten Eimer, der neben der Kabinentür hing.

»Darf ich ihn einen Augenblick haben?«

Ransom gab ihr den Eimer und sah dann zu, wie sie ihn von der Gangway aus zu füllen versuchte. »Haben Sie denn kein Wasser mehr?«

»Doch, etwas Trinkwasser. Es ist so heiß, ich wollte eigentlich baden.« Sie zog den Eimer herauf und schüttete dann die dunkle Flüssigkeit, die er enthielt, sorgfältig in den Fluß zurück. Die Innenseite des Eimers war mit einem öligen Film überzogen. Die junge Frau sagte, ohne dabei den Kopf zu drehen: »Ich dachte, Sie seien bereits fort, Doktor. In Richtung Küste – wie alle anderen.«

Ransom schüttelte den Kopf. »Ich habe eine Woche lang auf dem See gesegelt.«

Er wies auf die dampfenden Schlammflächen jenseits der Flußmündung. »Wahrscheinlich kann man dort bald zu Fuß gehen. Wollen Sie weiter hierbleiben?«

»Vielleicht.« Sie beobachtete ein Fischerboot, das in den Fluß einfuhr und langsam an ihnen vorübertuckerte. Zwei Männer standen am Bug und sahen zu den verlassenen Kais hinüber; unter dem Sonnensegel im Heck saßen weitere drei Männer, die Ransom und Catherine Austen mit verkniffenen Gesichtern anstarrten. Die leeren Netze lagen mittschiffs, aber die Längsseiten des Bootes waren auf ungewöhnliche Weise verziert, denn auf jeder Ruderrolle steckte ein riesiger Karpfen, dessen

Kopf nach draußen aufs Wasser zeigte. Die silbernen Körper der sechs Fische wirkten wie seltsame Wächter zu beiden Seiten des kleinen Bootes. Ransom nahm an, die Leute stammten aus einem der Fischerdörfer in den Marschen und seien hierhergekommen, weil der See dort bereits völlig ausgetrocknet war, während der Fluß bei Mount Royal noch etwas Wasser führte. Trotzdem verstand er nicht, was die Fische zu bedeuten hatten. Vielleicht waren sie nur eine Art rudimentäres Totem, ein Ausdruck des Vertrauens der Fischer in die Unzerstörbarkeit ihrer Existenz.

Catherine Austen berührte lächelnd seinen Arm. »Haben Sie ihre Gesichter gesehen, Doktor? Die Leute glauben, daß

Sie für die ganze Misere verantwortlich sind.«

»Wirklich?« Ransom zuckte mit den Schultern. »Tut mir leid.« Er sah dem Boot nach, das langsam unter der Brücke verschwand. »Arme Teufel, hoffentlich fangen sie an der Küste mehr.«

Catherine schüttelte den Kopf. »Sie fahren nicht von hier fort, Doktor. Wie kommen Sie darauf? Was haben die Fische an beiden Seiten des Bootes Ihrer Meinung nach zu bedeuten?« Sie lächelte nachdenklich. »Wir leben in einer interessanten Periode, finden Sie nicht auch? Nichts bewegt sich, aber trotzdem geschieht so viel.«

»Zu viel. Wir haben kaum noch genügend Zeit, um auf Wassersuche zu

gehen.«

»Seien Sie doch nicht prosaisch. Wasser ist unser kleinstes Problem.« Sie fügte hinzu: »Sie bleiben also ebenfalls hier, Doktor?«

»Wie kommen Sie darauf?« Ransom beobachtete einen Lastwagen mit Anhänger, der eben über die Brücke fuhr. »Eigentlich hatte ich vor, die Stadt in zwei oder drei Tagen zu verlassen.«

»Tatsächlich?« Catherine warf einen Blick auf den See. »Schon fast ausgetrocknet«, meinte sie nachdenklich. »Haben Sie auch das Gefühl, Doktor, daß alles andere ebenfalls verdorrt und zu Staub zerfällt, alle Erinnerungen und schalen Gemütsbewegungen?«

Diese Frage mit ihrer ausgesprochen

ironischen Betonung überraschte Ransom; er starrte die junge Frau an, deren kalte Augen seinen Blick gelassen erwiderten. »Soll ich das als Warnung ansehen? Muß ich mir einen anderen Ankerplatz suchen?«

»Keineswegs, Doktor«, antwortete Catherine ruhig. »Ich brauche Sie hier.« Sie gab ihm den Eimer zurück. »Haben Sie etwas Wasser übrig?«

Ransom steckte die Hände in die Hosentaschen. Die endlose Beschäftigung mit Wasser, die bei vielen fast zur Besessenheit ausgeartet war, hatte auch in ihm bestimmte Reflexe erzeugt. »Nein. Oder ist das ein Appell an mein Mitgefühl?«

Catherine wartete noch einen

Augenblick, zuckte dann mit den Schultern und wandte sich ab. Sie griff nach dem Eimer und füllte ihn nochmals.

Ransom trat rasch einen Schritt vor, hielt ihren Arm fest und zeigte auf die Straße hinter der Brücke. Dort parkte jetzt ein Wohnwagen, aus dem vier oder fünf Erwachsene und ein halbes Dutzend Kinder kletterten. Zwei der Männer schleppten die chemische Toilette des Wohnwagens durch den tiefen Staub ans Ufer, entleerten sie und wuschen den Behälter sorgfältig aus.

»Mein Gott ...!« Catherine Austen sah zum Himmel auf. »Warum sind die Menschen nur so schmutzig, Doktor?«

Ransom nahm ihr den halbvollen Eimer aus der Hand und ließ ihn ins

Wasser klatschen. Catherine sah mit ausdruckslosem Gesicht zu, wie der Eimer langsam in den öligen Fluten versank. Professor Austens Frau, die selbst eine bekannte Zoologin gewesen war und ihn auf Forschungsreisen begleitet hatte, war in Afrika gestorben, als Catherine noch ein Kind war, und Ransom vermutete, daß die Exzentrizitäten ihrer Tochter weniger ein Anzeichen für charakterliche Mängel, sondern vielmehr ein Beweis für ihre Einsamkeit und Verwundbarkeit waren. Während er sie aus dem Augenwinkel heraus beobachtete, überlegte Ransom sich, daß ein einsamer Mann zumindest noch Frauen als Gefährten haben konnte – aber eine isolierte Frau blieb

unwiderruflich isoliert.

Catherine nickte ihm noch einmal zu und machte sich dann auf den Weg zurück ans Ufer.

»Warten Sie«, rief Ransom ihr nach. »Ich leihe Ihnen etwas Wasser.« Mit einem gezwungen wirkenden Lächeln fügte er hinzu: »Sie können es zurückgeben, sobald wieder Druck in der Leitung ist.«

Er führte sie über das Deck des Hausboots und verschwand in der Kombüse. Der Tank auf dem Dach enthielt nur wenig Wasser – kaum hundert Liter, die er mühsam in Kanistern mit dem Auto an den Fluß transportiert hatte. Die öffentliche Wasserversorgung, die schon den ganzen

Sommer über sehr unregelmäßig funktioniert hatte, war vor drei Wochen endgültig eingestellt worden, und Ransom war seitdem nicht mehr in der Lage gewesen, die ständigen Verluste wettzumachen.

Er ließ etwa zwei Liter Wasser in eine große Blechdose laufen und trug sie vorsichtig in die Kabine hinüber. Catherine Austen hatte inzwischen neugierig seine Bücher und Andenken betrachtet.

»Sie sind gut vorbereitet, Doktor«, stellte sie jetzt fest. »Wie ich sehe, haben Sie Ihre eigene kleine Welt hierher verpflanzt. Was sich außerhalb ereignet, berührt Sie vermutlich kaum.« Sie nahm ihm die Dose aus der Hand

und ging auf die Tür zu. »Ich bringe es Ihnen gelegentlich zurück. Wahrscheinlich brauchen Sie es selbst dringend.«

Ransom hielt sie am Ellbogen fest. »Behalten Sie das Wasser. Bitte. Ich möchte nicht, daß Sie mich ausgerechnet für selbstgefällig halten. Daß ich so gut vorbereitet zu sein scheine, liegt nur daran, daß ich immer ...« Er suchte nach dem richtigen Ausdruck. »Für mich war das Leben schon immer eine Art Katastrophengebiet.«

Catherine betrachtete ihn kritisch. »Vielleicht. Ich glaube aber, daß Sie mich vorhin nicht ganz verstanden haben, Doktor.«

Sie ging langsam zum Ufer hinüber,

drehte sich nicht nochmals nach ihm um und verschwand im Garben ihrer Villa.

Ransom bereitete sich ein leichtes Mahl zu und war dann die nächste halbe Stunde damit beschäftigt, alle Bullaugen und Luken des Bootes zu verschließen. Während er vor dem Steuerbordbullauge der Kabine kniete, sah er draußen etwas aufblitzen; dann ertönte eine laute Stimme.

»Doktor! Schnell!«

Ein langes Skiff, das von einem kräftigen jungen Mann gerudert wurde, der nur ein Paar verblichene Khakishorts trug, legte plötzlich an dem Hausboot an. Als Ransom aus der Kabine kam, erkannte er, daß der junge Mann Philip Jordan war, der eben sein Ruderboot

vertäute.

»Philip, was ...?« Ransom sah in das schmale Boot hinab, wo ein unförmiges ölgetränktes Bündel, das wie eine verklebte Matratzenfüllung aussah, auf einer feuchten Zeitung lag. Plötzlich erhob sich aus diesem wirren Bündel ein schlangengleicher Kopf und bewegte sich unsicher auf Ransom zu.

»Philip, wirf das Ding ins Wasser!« rief Ransom erschrocken. »Was hast du da – einen Aal?«

»Einen Schwan, Doktor!« Philip Jordan kniete in seinem Boot vor dem Tier und strich ihm vorsichtig über die verklebten Federn. »Er erstickt in dem ganzen Öl.« Der junge Mann sah wieder zu Ransom auf und lächelte schüchtern.

»Ich habe ihn draußen bei den Dünen gefunden und zum Fluß gebracht, weil ich dachte, er könnte noch schwimmen. Ist er noch zu retten, Doktor?«

»Ich muß ihn erst untersuchen.«
Ransom kletterte über die Reling in das Skiff, kniete ebenfalls vor dem großen Vogel nieder und betastete vorsichtig die verklebten Federn. Dann stand er wieder auf, schüttelte zweifelnd den Kopf und meinte: »Zieh ihm die Flügel auseinander, Philip. Ich hole ein Lösungsmittel aus der Kabine, mit dem das Zeug vielleicht abgeht.«

»Wird gemacht, Doktor!«

Philip Jordan, das Kind des Flusses und zugleich sein letzter Ariel, hielt den Schwan in seinen Armen und breitete die

mächtigen schlaffen Schwingen aus, deren Enden das trübe Wasser berührten. Ransom kannte ihn bereits seit einigen Jahren und hatte verfolgt, wie der zwölf- oder dreizehnjährige Junge sich zu einem kräftig gebauten jungen Mann entwickelte, der die rasche Auffassungsgabe und die nervöse Grazie eines Eingeborenen besaß.

Vor mehr als fünf Jahren, als Ransom sich gelegentlich ein Segelboot mietete, um ein Wochenende allein auf dem See zu verbringen, wo er sich eine neue Welt aus Wasser, Wind und Sonne zu bauen vorgenommen hatte, war Philip Jordan der einzige Mensch gewesen, der in seinem neuen Kontinuum Platz hatte. Damals war eines Abends plötzlich ein

braungebrannter kleiner Junge aus der Dunkelheit aufgetaucht, als Ransom sein Boot in Ufernähe verankert hatte um nach dem Abendessen noch etwas zu lesen. Nur ein leises Plätschern hatte Ransom verraten, daß er nicht mehr allein war, denn der Junge beobachtete ihn schweigend von seinem Ruderboot aus und blieb ständig in etwa zehn Meter Entfernung, ohne auf Ransoms Fragen zu antworten. Er trug eine verblichene Khakihose und ein Hemd aus dem gleichen Stoff – anscheinend eine ehemalige Pfadfinderuniform.

Mach einer längeren Pause, in der Ransom seine unterbrochene Lektüre wieder aufgenommen hatte, holte der Junge eine kleine braune Eule zwischen

den Füßen hervor und hielt sie hoch, als wolle er sie Ransom zeigen – oder Ransom der Eule, wie der Doktor schon damals vermutete. Dann verschwand er ebenso plötzlich, wie er gekommen war, und ließ Ransom einigermaßen erstaunt zurück.

Allerdings kam er schon in der folgenden Nacht wieder an das Boot und nahm diesmal sogar einen Teller Hühnerragout entgegen, den Ransom ihm anbot. Dabei beantwortete er auch einige Fragen, sprach aber nur über die Eule, den Fluß und sein Boot. Ransom vermutete daher, der Junge wohne in der Hausbootkolonie, die in den letzten Jahren am anderen Seeufer entstanden war.

Er begegnete dem Jungen auch in den folgenden Monaten nur selten, aber Philip war immerhin schon so zutraulich geworden, daß er Ransoms Einladungen zum Essen annahm und ihm sogar half, das Boot bis zur Flußmündung zu segeln. Hier verabschiedete er sich jedoch unweigerlich und schien das offene Wasser des Sees nicht verlassen zu wollen. Er hatte Ransom noch immer nicht erzählt, wo er wohnte und sprach von sich selbst nur mit seinem Familiennamen – ein erster Hinweis darauf, daß er aus einem Waisenhaus oder einer ähnlichen Institution geflohen war und nun allein in der Wildnis lebte. Im Winter war er oft halb verhungert und zog sich mit dem Essen, das er von

Ransom erhielt, wie ein wildes Tier zurück, um es allein zu verschlingen.

Ransom überlegte sich oft, ob es nicht besser wäre, diesen Fall den Fürsorgebehörden zu melden, weil er befürchtete, Philip nach einem besonders kalten Wochenende als Leiche im Wasser treiben zu sehen. Aber irgend etwas hielt ihn doch immer davon ab, zum Teil sein eigener wachsender Einfluß auf die Entwicklung des Jungen – er ließ ihm Papier und Bleistifte, beschaffte ihm einfache Bücher und half ihm, sie zu lesen –, zum Teil aber auch die Faszination, die von diesem Schauspiel eines neuzeitlichen Robinson Crusoe ausging, der in einer Welt der Vermassung als letzter Individualist

lebte.

Zum Glück verringerten sich die Gefahren, denen Philip Jordan ausgesetzt war, mit zunehmendem Alter, und der junge Robinson, der noch für jeden Nagel und Angelhaken dankbar gewesen war, verwandelte sich in einen listigen Odysseus. Sein Gesicht wurde länglicher und schmaler, so daß die scharfe Nase und die hervorstehenden Backenknochen ihm ein waches, fast etwas zu gerissenes Aussehen gaben. Philip übernahm, gelegentlich kleinere Aufträge für Captain Tulloch und die Jachtbesitzer am Hafen, so daß er allmählich weniger auf Jagd und Fischfang angewiesen war. Trotzdem blieb er weiter von Geheimnissen

umwittert, die vielleicht erst das bevorstehende Verschwinden des Flusses ans Tageslicht bringen würde.

Ransom nahm eine Flasche Terpentinöl und ein Knäuel Putzwolle aus dem Wandschrank in der Kombüse. Hoffentlich hatte seine Sorglosigkeit, aus der heraus er Philip früher nicht den Behörden gemeldet hatte, nicht jetzt schreckliche Folgen für den armen Jungen, denn obwohl Philip es einige Jahre lang verstanden hatte, mehr schlecht als recht am Fluß zu leben, war diese Umgebung ebenso künstlich wie einige Kiesel und Wasserpflanzen in einem Aquarium. Wenn der Fluß nun endgültig versickerte, blieb Philip Jordan mit einem ganzen Repertoire

nützlicher Fähigkeiten zurück, die er ebensowenig gebrauchen konnte wie ein gestrandeter Fisch seine Kiemen. Bisher hatte er sich nur gegen die verhältnismäßig nachgiebige Natur durchsetzen müssen, denn die Menschen hatten ihn meistens in Ruhe gelassen. Und obwohl Philip keineswegs die Anlagen eines Verbrechers hatte, war er nicht über kleine Diebstähle erhaben – woher stammten sonst die geheimnisvollen Geschenke: Taschenmesser, ein Feuerzeug und sogar eine alte vergoldete Uhr? –, bei denen er eines Tages, falls es nicht inzwischen regnete, erwischt und wie ein Hund abgeknallt werden würde.

»Kommen Sie, Doktor!« Philip Jordan

stand an der Kabinentür und half ihm über die Reling. Der Schwan lag bewegungslos in der Sonne und hob nur schwach den Kopf, als Ransom ihm den Schnabel reinigte. Sein Gefieder war jedoch so mit Öl verklebt, daß er kaum noch lebensfähig zu sein schien.

»Das hat alles keinen Sinn, Doktor!« rief Philip Jordan ungeduldig. »Ich nehme ihn mit in die Kabine und wasche das Öl gründlich ab.« Er hob den großen Vogel auf, dessen dunkle Schwinge schlaff zu Boden hingen.

Ransom schüttelte bedauernd den Kopf. »Tut mir leid, Philip, aber das ist ausgeschlossen.«

»Was?« Philip hielt den Kopf schief, als sei er schwerhörig. »Was ist los?«

»Soviel Wasser habe ich nicht übrig. Der Schwan ist schon fast tot«, antwortete Ransom fest.

»Das stimmt nicht, Doktor!« widersprach Philip heftig.

»Ich kenne Schwäne besser als Sie – sie erholen sich, auch wenn sie schon fast tot waren.« Er legte den Vogel vorsich auf die Zeitung. »Hören Sie, ich brauche nur einen Eimer Wasser und etwas Seife.«

Ransom sah unwillkürlich zu Catherine Austens Villa hinüber. Sein Hausboot hatte nicht nur einen Wassertank auf dem Kabinendach, sondern zusätzlich einen zweiten im Bug, der über achthundert Liter enthielt. Zum Glück – eigentlich schämte er sich darüber – hatte er Philip

Jordan nie davon erzählt.

»Tut mir leid, Philip«, sagte er und zeigte auf den Himmel. »Vielleicht regnet es erst in zwei oder drei Monaten – vielleicht nie wieder. Wir müssen uns an eine gewisse Reihenfolge der Prioritäten gewöhnen.«

»Danke, ich habe schon verstanden, was Sie meinen, Doktor!« Philip Jordan machte die Leine los, an der sein Skiff bisher gelegen hatte, und stieß sich von der Reling des Hausboots ab. »Schon gut, dann suche ich eben selbst etwas sauberes Wasser. Der Fluß enthält noch genug!«

Ransom sah ihm mit gerunzelter Stirn nach, als der junge Mann so rasch davonruderte, daß sein Boot bei jedem

Schlag förmlich voranschloß. Der sterbende Vogel lag mit ausgebreiteten Schwingen vor ihm in dem schmalen Boot, und die beiden Gestalten erinnerten Ransom unwillkürlich an einen gestrandeten Seemann und seinen todkranken Albatros, die das Meer verlassen hatte.

Nachdem Ransom den Fluß in einem zufällig am Ufer liegenden Ruderboot überquert hatte, um sich den beschwerlichen Fußmarsch über die Brücke zu sparen, ging er langsam durch die verlassenen Straßen von Larchmont. Da schon seit Monaten kein Tropfen Regen mehr gefallen war, lag eine dicke Staubschicht auf Straßen und Gehsteigen, in die sich dürre Blätter, Papierfetzen, leere Flaschen, Blechdosen und andere Abfälle mischten. Die zahlreichen Schwimmbecken vor den Häusern waren ursprünglich mit Planen abgedeckt

worden, damit das kostbare Wasser weniger rasch verdunstete; inzwischen war die Leinwand jedoch überall längst zerschnitten und hing in kümmerlichen Fetzen über die Ränder der Becken. Die früher so gepflegten Rasenflächen unter Weiden und Platanen, die hübsch angelegten Wege und die Ziergärten mit Rhododendronbüschen und Zwergpalmen glichen jetzt einer verdorrten Einöde. Larchmont war bereits eine Wüstenstadt zwischen dem ausgetrockneten See und dem allmählich versickernden Fluß, denn innerhalb der Stadtgrenzen gab es nur noch wenige Wasserlöcher, die zudem rasch unergiebig wurden und vermutlich schon innerhalb der nächsten Tage ebenfalls

ganz austrocknen würden.

Schon vor zwei oder drei Monaten hatten viele Hausbesitzer in ihren Gärten zehn bis zwölf Meter hohe Türme errichtet, deren jede Spitze eine kleine Beobachtungsplattform trug, von der aus man einen ungehinderten Blick über den südlichen Horizont hatte. Diese Richtung wurde meistens beobachtet, denn nur dort konnten sich Wolken über dem Meer gebildet haben. Während Ransom den Columbia Drive entlangging, sah er zu den Türmen auf, die aber alle unbesetzt waren; seine Nachbarn schienen sich alle der Flucht nach Süden angeschlossen zu haben.

Als er eben die Straße überqueren wollte, fuhr ein Wagen so dicht an ihn

heran, daß er erschrocken auf den Gehsteig zurückwich. Das Auto blieb zehn Meter vor ihm stehen. Der Fahrer öffnete die rechte Tür und rief ihn an.

»Sind Sie das wirklich, Ransom? Soll ich Sie mitnehmen?«

Ransom überquerte die Straße und erkannte erst jetzt, wer der Mann mit dem Priesterkragen war – der Reverend Howard Johnstone, Pfarrer der Presbyterianer-Kirche von Larchmont.

Johnstone schob eine doppelläufige Schrotflinte beiseite, die auf dem Beifahrersitz lag, machte eine einladende Handbewegung und starrte Ransom dabei forschend ins Gesicht.

»Ich hätte Sie fast überfahren«, sagte Johnstone und fuhr an, bevor Ransom die

Tür ganz geschlossen hatte. »Warum haben Sie sich den lächerlichen Bart zugelegt? Hier brauchen Sie sich vor keinem zu verstecken.«

»Natürlich nicht, Howard«, stimmte Ransom zu. »Ich wollte nur das Rasierwasser sparen. Außerdem habe ich mir eingebildet, der Bart stehe mir nicht schlecht.«

»Er steht Ihnen miserabel, das können Sie mir glauben.« Der Reverend Johnstone war wegen seiner Wutanfälle und seines hitzigen Temperaments eher gefürchtet als beliebt; er gehörte zu den Muskelmännern im geistlichen Gewand, deren verirrte Schäfchen sich nicht vor dem Zorn Gottes am Jüngsten Tag, sondern vor der schweren Hand ihres

Pfarrherrn im nächsten Augenblick zu fürchten hatten. Selbst auf der Kanzel wirkte er mit seinem quadratischen Schädel über dem einsneunzig großen, massiven Körper wie ein übelgelaunter Schulrektor, der einen Tag lang die unterste Klasse übernehmen muß und nun fest entschlossen ist, sie diese Wohltat auch spüren zu lassen. Aber trotz seiner Unberechenbarkeit hatte er sich in den vergangenen Monaten als letzte und zuverlässigste Stütze der wenigen Zurückgebliebenen erwiesen.

Ransom konnte sich nicht recht an Johnstones aggressive Methoden gewöhnen – die berechnende Art und die nüchterne Mitleidslosigkeit des Priesters machten ihn noch mißtrauischer –, freute

sich aber trotzdem, ihn wieder einmal getroffen zu haben. Johnstone hatte durchgesetzt, daß mehrere artesische Brunnen gebohrt und eine Stadtmiliz aufgestellt worden war; diese Schutztruppe sollte eigentlich nur die Kirche und das Eigentum der Gemeindemitglieder bewachen, wurde aber vor allem dazu eingesetzt, Durchreisende davon abzuhalten, die Fahrt etwa hier abubrechen und in Larchmont zu bleiben. In letzter Zeit hatte Johnstone eine wütende moralische Verachtung für alle, die den Kampf gegen die Dürre aufgegeben hatten und an die Küste geflohen waren. Er hatte sogar in der Kirche davor gewarnt und seinen Zuhörern zu erklären versucht,

welches Strafgericht jeden erwarte, der diesen Kampf vorzeitig aufgebe; offenbar war er selbst fest davon überzeugt, auch die Trockenheit sei nur ein von Gott gesandtes Übel, an dem der Mensch sich zu bewähren habe, um einstmals dafür belohnt zu werden.

Trotzdem hatte seine Gemeinde unterdessen die Stadt verlassen und war an die Küste gezogen, so daß Johnstone seine feurigen Predigten sonntags nur vor einem halben Dutzend Kirchenbesucher halten konnte. Obwohl seine Anstrengungen, den Status quo zu erhalten, bisher fehlgeschlagen waren, gab der Reverend noch längst nicht auf und war weiterhin fest entschlossen, in Larchmont auszuharren.

»Haben Sie sich letzte Woche irgendwo versteckt gehalten?« fragte er Ransom. »Ich dachte schon, Sie seien auch desertiert.«

»Keineswegs, Howard«, versicherte Ransom ihm. »Ich bin nur auf dem See unterwegs gewesen und heute zurückgekommen, damit ich Ihre Sonntagspredigt nicht versäume.«

»Spotten Sie nicht, Charles. Noch nicht. Eine Bekehrung in letzter Minute ist vielleicht besser als gar nichts, aber von Ihnen erwarte ich wesentlich mehr.« Er legte Ransom seine riesige Hand auf den Arm. »Charles, ich freue mich, daß Sie uns nicht im Stich gelassen haben. Glauben Sie mir, wir sind auf jeden Kopf und jedes Paar Hände

angewiesen.«

Ransom starrte aus dem Fenster. Die meisten Häuser zu beiden Seiten der Straße standen leer, die Türen und Fenster waren mit Brettern verschalt, die Schwimmbecken bis auf den letzten Tropfen geleert. Unter den verdorrenden Platanen standen lange Reihen verlassener Autos, und die breite Straße war mit leeren Konservendosen und Kartons übersät. Der weiße Staub hatte sich im Windschatten der Zäune angesammelt, deren Anstrich in der Hitze große Blasen warf. Abfallfeuer brannten unbeabsichtigt inmitten verkohlter Rasenflächen; ihr Rauch zog träge über die niedrigen Dächer.

»Ich bin froh, daß ich letzte Woche

nicht hier war«, meinte Ransom nachdenklich. »Oder hat sich alles ganz ruhig abgespielt?«

»Ja und nein. Wir haben hier und da Schwierigkeiten gehabt. Ich bin übrigens gerade zu einem dieser Fälle unterwegs.«

»Wie steht es mit der Polizeinacht? Ist sie schon fort?«

Obwohl die Frage absichtlich wie beiläufig gestellt worden war, drehte Johnstone sich um und lächelte wissend. »Sie fährt erst heute, Charles. Sie können sich also noch von Judith verabschieden. Ich bin allerdings der Meinung, Sie müßten sie dazu überreden, hier in Larchmont zu bleiben.«

»Das könnte ich nicht, selbst wenn ich wollte.« Ransom richtete sich auf und zeigte durch die Windschutzscheibe. »Was ist dort vom los? Das sieht nicht gut aus.«

Sie bogen in die Amherst Avenue ab und hielten vor der Kirche an der Ecke. Fünf oder sechs Männer, Angehörige der Gemeindemiliz Johnstones, standen vor einer mit Staub bedeckten dunkelgrünen Limousine und stritten sich mit dem Fahrer herum. In der drückenden Hitze erreichte die Stimmung rasch den Siedepunkt, und die Männer begannen den Wagen mit Fußtritten und Gewehrkolben zu bearbeiten. Dann kam es zu Handgreiflichkeiten, und ein stämmig gebauter Mann, der einen

schmutzigen Panamahut trug, stürzte sich wie ein bissiger Terrier auf die Männer. Als er in einem Gewirr aus Armen und Beinen unterging, schrie die Frau in dem Wagen entsetzt auf.

Johnstone riß seine Schrotflinte an sich und stieg rasch aus. Ransom folgte ihm. Der Besitzer des anderen Wagens setzte sich gegen drei Männer zur Wehr, die ihn auf den Knien festhielten. Als jemand rief: »Der Reverend kommt!« sah er wütend vom Boden auf, als sei er ein Ketzer, der gegen seinen Willen zum Gebet gezwungen werden sollte. Auf dem Beifahrersitz der grünen Limousine saß eine kleine mondgesichtige Frau, aus deren Augen hilflose Angst sprach, während sie die Szene beobachtete.

Hinter ihr starrten drei Kinder zwischen vier und acht Jahren aus dem Seitenfenster, das den Blick auf zahlreiche Bündel und Koffer freigab.

Johnstone nahm die Flinte in die linke Hand und schob mit der anderen die Männer beiseite.

»Schon gut, das genügt! Ich werde allein mit ihm fertig!« Er zog den Fahrer am Kragen hoch. »Wer ist das? Was hat er angestellt?«

Edward Gunn, Besitzer eines Geschäfts für Eisenwaren und Bootsbeschläge in Larchmont, trat vor und wies anklagend auf den Fremden. »Ich habe ihn mit einem Eimer in der Kirche erwischt, Reverend. Er wollte ihn im Taufbecken füllen.«

»Im Taufbecken?« Johnstone starrte den kleinen Mann mit gerunzelter Stirn an. »Wollten Sie sich taufen lassen? Wollten Sie die letzte Gelegenheit ausnützen, bevor alles Wasser dieser Welt verschwunden ist?«

Der Unbekannte stieß Gunn beiseite. »Nein, ich wollte Trinkwasser holen! Wir sind heute fast fünfhundert Kilometer gefahren – sehen Sie sich meine Kinder an, sie sind so ausgedörrt, daß sie nicht einmal mehr weinen können!« Er nahm sein Portemonnaie aus der Tasche und hielt ein halbes Dutzend schmiereriger Scheine hoch. »Ich verlange keine Wohltätigkeit, sondern bezahle in guten Dollars.«

Johnstone stieß das Geld mit dem Lauf

seiner Schrotflinte beiseite. »Wir nehmen hier kein Bargeld für Wasser, Freund. Von der Trockenheit kann man sich nicht loskaufen – man muß dagegen kämpfen! Sie hätten zu Hause bleiben sollen, wo Sie hergekommen sind.«

»Richtig!« warf Edward Gunn ein. »Verschwinden Sie wieder in Ihre eigene Gegend!«

Der untersetzte Mann zuckte mit den Schultern. »Bis dorthin sind es neunhundert Kilometer; außerdem gibt es bei mir zu Hause nur Staub und totes Vieh!«

Ransom trat auf ihn zu. »Regen Sie sich nicht weiter auf. Ich gebe Ihnen etwas Wasser ab.« Er riß ein Rezeptformular von einem alten Block

ab und zeigte auf die Adresse. »Fahren Sie einmal um den Block, bis Sie an den Fluß kommen; dort können Sie parken und zu Fuß bis zu meinem Haus gehen. Verstanden?«

»Nun ...« Der Mann warf Ransom einen mißtrauischen Blick zu und nickte dann erleichtert. »Vielen Dank. Ich bin froh, daß hier wenigstens noch einer hilfsbereit ist.« Er nahm seinen Panamahut vom Boden auf, bog die Krempe zurecht und staubte sie ab. Dann nickte er Johnstone triumphierend zu, setzte sich ans Steuer und fuhr ab.

Gunn und die anderen Vigilanten marschierten unter den dünnen Bäumen davon und verschwanden hinter einer langen Reihe achtlos geparkter Wagen.

Als Ransom wieder neben Johnstone im Auto saß, meinte der Reverend: »Ausgesprochen menschenfreundlich von Ihnen, Charles, aber auch etwas voreilig. Anstatt tausend Kilometer zur Küste zu fahren, hätte er lieber mit seiner Familie zu Hause bleiben sollen. Schließlich gibt es hierzulande fast überall unterirdische Wasservorräte – man braucht nur danach zu graben!«

»Ich weiß«, antwortete Ransom, »aber ich kann mich auch in seine Lage versetzen. Wenn das Vieh zu Tausenden auf den Weiden verendet, müssen die armen Farmer doch glauben, das Ende der Welt sei gekommen.«

»Es ist aber noch nicht soweit!« Johnstone schlug mit der Faust gegen das

Lenkrad. »Das können wir nicht selbst entscheiden! Ich wollte ihm etwas Wasser geben, Charles, aber er sollte erst ein bißchen mehr Mut beweisen.«

»Natürlich«, sagte Ransom, ohne wirklich daran zu glauben, und starrte nach draußen. Er war erleichtert, als Johnstone ihn am Ende der Avenue absetzte. Auf der rechten Straßenseite, schräg gegenüber von Johnstones Haus, erhob sich die Villa aus Glas und Stahl, die Richard Foster Lomax für sich erbaut hatte. An einem Ende des riesigen Schwimmbeckens sprudelte eine glitzernde Fontäne, deren Wasserschleier in dem strahlenden Sonnenschein in allen Regenbogenfarben leuchteten. Lomax stand in einem weißen

Seidenanzug am Rande des Beckens und unterhielt sich mit jemand im Wasser.

»Großartig, finden Sie nicht auch?« stellte Johnstone fest. »Obwohl ich persönlich nichts für ihn übrig habe, ist er der beste Beweis für meine Theorie.«

Ransom winkte Johnstone noch einmal zu und ging dann die verlassene Avenue entlang zu seinem Haus. Sein Wagen stand noch immer in der Auffahrt vor der Garage, wo er ihn zurückgelassen hatte; aus irgendeinem Grund hätte er ihn jedoch fast nicht wiedererkannt, als seien inzwischen nicht einige Tage, sondern mehrere Jahre vergangen. Eine dicke Staubschicht bedeckte die Karosserie und sogar die Sitze im Innern. Ähnlich verschwommene

Umrisse waren überall im Garten zu sehen, wo der feine Staub die vertrauten Profile der Hollywoodschaukeln und der Metalltische verändert hatte. Ransom sah erstaunt, daß sogar die Konturen des Hauses verwischt zu sein schienen, weil eine dicke Schicht aus Staub und Flugasche alle waagrechten Flächen bedeckte und entlang der Mauern einen allmählich verlaufenden Übergang bildete.

Er ging durch die Haustür und starrte nachdenklich die deutlichen Spuren kleiner Schuhe an, die den Staub von draußen über den Teppich getragen hatten, bis sie an der Treppe schwächer wurden, um schließlich ganz zu verblassen. Einen Augenblick lang hätte

er fast der Versuchung nachgegeben, die Fenster weit zu öffnen, damit Wind und Staub alles auslöschen konnten, so daß keine Spur der hier noch lebendigen Vergangenheit zurückblieb; zum Glück hatten er und Judith das Haus jedoch in den letzten Jahren nur noch als zweckmäßig gelegene Wohnung benutzt, anstatt darin ein Heim zu sehen, wie es andere vielleicht getan hätten.

Unterhalb des Briefkastens an der Haustür lagen vier dicke Umschläge mit Regierungsrundschreiben. Ransom nahm sie auf und ging damit ins Wohnzimmer. Er ließ sich in einen Sessel fallen und starrte durch das große Fenster auf die Wüste hinaus, die einmal sein Rasen gewesen war. Jenseits der verdorrten

Hecke stand der Beobachtungsturm seines Nachbarn, aber der Rauch der vielen Abfallfeuer nahm Ransom die Sicht auf den See und den Fluß.

Er warf einen Blick auf die Rundschriften. Sie behandelten nacheinander das bevorstehende Ende der Trockenheit, den Erfolg der Versuche zur Erzeugung künstlichen Regens, die Gefährlichkeit des Meerwassers für den menschlichen Körper und schließlich die vorgeschriebenen Straßen zur Küste und Verhaltensmaßregeln nach der Ankunft.

Ransom ließ die Blätter fallen und machte einen Rundgang durch das Haus, um zu überlegen, wie er seine Reserven am besten mobilisieren konnte. Im

Kühlschrank tropfte geschmolzene Butter über den Rand eines Tellers in die darunterstehende Salatschüssel; der Gestank nach sauer gewordener Milch und verdorbenem Fleisch war so abstoßend, daß er die Tür hastig wieder schloß. In der Speisekammer standen zahlreiche Konservendosen auf langen Regalen, und der große Tank unter dem Dach enthielt noch etwas Wasser; aber alles das war keineswegs das Ergebnis vorausschauender Planung, sondern nur auf die Tatsache zurückzuführen, daß Judith und er so selten zu Hause gegessen hatten.

Ransom ging wieder ins Wohnzimmer zurück und fühlte sich dabei nicht mehr als Besitzer dieses Hauses, dessen

vollkommen unpersönliche Atmosphäre ihm erst jetzt wirklich zu Bewußtsein kam, bis er schließlich das Gefühl hatte, ein verlassenes Motel zu besichtigen – oder hatte er das Haus damals eben wegen dieser Anonymität anderen vorgezogen, die persönlicher und intimer wirkten? Neben dem leeren Kamin stand ein stummer Plattenspieler; er schaltete ihn ein und aus, erinnerte sich dann an Judiths Transistorradio und ging nach oben in ihr Schlafzimmer. Auf dem Toilettentisch standen nur noch wenige Flaschen, die vor dem Spiegel in einer Linie ausgerichtet waren, was Judiths sonstiger Art völlig widersprach. Auf dem Bett lag ein großer blauer Koffer, der bis zum Rand mit Kleidungsstücken

vollgestopft war.

Ransom starrte den Koffer an. Obwohl ganz offensichtlich war, was er zu bedeuten hatte, fragte er sich paradoxerweise, ob Judith sich endlich entschlossen hatte, doch wieder bei ihm zu bleiben. Seltsame Inversionen dieser Art waren in den vergangenen Jahren für das langsame Auseinanderbrechen ihrer Ehe charakteristisch gewesen, ohne daß es jemals zu großen Szenen zwischen ihnen gekommen wäre; der ganze Vorgang erinnerte mehr an das allmähliche Ablaufen eines riesigen Uhrwerks, das gelegentlich auf unerklärliche Weise rückwärts zu laufen schien, um dann noch schneller dein Ende entgegenzuticken.

Irgend jemand klopfte an die Küchentür. Ransom ging nach unten und erkannte den Besitzer der dunkelgrünen Limousine, der mit dem Hut in der Hand vor ihm stand.

»Kommen Sie herein«, forderte Ransom ihn auf. Der kleine Mann nickte dankend und betrat die Küche, wo er unsicher stehenblieb, als sei er nicht mehr an Häuser gewöhnt. »Ist mit Ihrer Familie alles in Ordnung?« fragte Ransom.

»Einigermmaßen. Wer ist der Verrückte am See?«

»Das moderne Haus mit dem Schwimmbecken? Einer der hiesigen Exzentriker. An Ihrer Stelle würde ich mir seinetwegen keine Sorgen machen.«

»Aber an seiner Stelle würde ich mir bestimmt welche machen«, antwortete der kleine Mann aufgebracht. »Wer so verrückt ist, hat bald nichts mehr zu lachen.«

Er wartete geduldig, während Ransom einen Zehnliterkanister am Wasserhahn füllte. In der Leitung war nur noch wenig Druck, so daß die beiden längere Zeit zusehen mußten. Als Ransom dem kleinen Mann den Kanister gab, schien er merklich erleichtert, als habe er nicht zu hoffen gewagt, er werde das Wasser tatsächlich bekommen.

»Das ist wirklich nett von Ihnen, Doktor. Ich heiße übrigens Grady, Matthew Grady. Das reicht für die Kinder, bis wir an der Küste sind.«

»Trinken Sie selbst einen Schluck. Sie haben es bestimmt nötig. Bis zur Küste sind es nur hundertfünfzig Kilometer.«

Grady nickte skeptisch. »Vielleicht. Aber ich schätze, daß die letzten zehn oder fünfzehn Kilometer am schwierigsten sind. Wahrscheinlich brauchen wir zwei Tage dazu – sogar drei, wenn wir Pech haben. Und Meerwasser ist nicht trinkbar. Wer die Küste erreicht, hat erst einen Anfang gemacht.« An der Tür fügte er noch hinzu, als wolle er sich mit einem guten Ratschlag für das Wasser erkenntlich zeigen: »Glauben Sie mir, Doktor, hier bleibt es nicht mehr lange friedlich. Verschwinden Sie lieber, solange Sie noch können.«

Ransom lächelte unwillkürlich. »Eigentlich bin ich schon längst nicht mehr hier. Heben Sie mir einen schönen Platz im Sand auf.« Er beobachtete Grady, der den Kanister unter seiner Jacke versteckte und erst dann die Straße überquerte, wobei er sich ängstlich nach allen Seiten umsah, bevor er zwischen den verlassenen Fahrzeugen untertauchte.

Da Ransom das leere Haus nicht länger ertragen konnte, ging er nach draußen, um dort auf Judith zu warten. Die Flugasche der zahllosen Feuer wurde allmählich unangenehm, so daß er in den Wagen kletterte, nachdem er den Sitz abgestaubt hatte. Er schaltete das Radio

ein und suchte nach einer der wenigen Rundfunkstationen, die noch immer Nachrichten über das weitere Fortschreiten der Dürre brachten, die sich unaufhaltsam über die gesamte Erde verbreitete.

Diese weltweite Trockenheit, die jetzt seit fünf Monaten anhielt, bildete den Höhepunkt einer ganzen Reihe längerer Dürreperioden, die in den vergangenen zehn Jahren verschiedene Erdteile heimgesucht hatten. Damals war es erstmals zu Hungersnöten gekommen, als die dringend erwarteten jahreszeitlichen Regenfälle plötzlich ausblieben. Nacheinander verwandelten sich so weit auseinanderliegende Gebiete wie Saskatchewan, das Loiretal, Kasakstan

und die Umgebung von Madras mit ihren Teeplantagen in ausgetrocknete Wüstenlandschaften. Auch die folgenden Monate brachten kaum fünf Zentimeter Regen, so daß diese ehemals fruchtbaren Landstriche völlig verödeten. Sobald ihre Bevölkerung umgesiedelt worden war, wurden sie endgültig aufgegeben.

Da ständig größere Gebiete unter dieser unerklärlichen Dürre litten, wodurch die Nahrungsmittelknappheit bedrohliche Formen annahm, wurden endlich Versuche mit dem Ziel unternommen, das Wetter der Erde unter Kontrolle zu bringen. Eine Untersuchung durch die FAO zeigte, daß der Grundwasserspiegel in sämtlichen Erdteilen einen nie für möglich

gehaltenen Tiefstand erreicht hatte. Das früher etwa sechseinhalb Millionen Quadratkilometer große Einzugsgebiet des Amazonas hatte sich auf weniger als die Hälfte verringert; Dutzende von Nebenflüssen waren bereits versiegt, und Luftaufnahmen zeigten deutlich, daß große Teile des tropischen Regenwalds verdorrt und ausgetrocknet waren. An Ägypten betrug der mittlere Nilwasserstand sechs Meter weniger als noch vor einigen Jahren, so daß die Schleusen des Assuandamms tiefergelegt werden mußten, damit der Fluß überhaupt noch Wasser führte.

Obwohl überall verzweifelte Anstrengungen gemacht wurden, die Wolken zum Abregnen zu veranlassen,

waren kaum noch Niederschläge zu verzeichnen. Alle Unternehmungen dieser Art wurden schließlich eingestellt, als sogar die Wolken ausblieben, die bisher die einzige Hoffnung gewesen waren. Von dann ab konzentrierte sich die Aufmerksamkeit der Wissenschaftler auf den Ursprung aller Niederschläge – auf die Meeresoberfläche, wo das Wasser hätte verdunsten sollen. Schon nach kurzer Zeit stand fest, was hier die Trockenheit verursachte.

Entlang der Küsten sämtlicher Weltmeere erstreckte sich bis zu einer Entfernung von etwa fünfzehnhundert Kilometern eine hauchdünne, aber widerstandsfähige monomolekulare

Schicht aus saturierten Polymeren in langen Ketten, die sich im Wasser gebildet hatten, als immer mehr Industrieabfälle und andere Rückstände in die Ozeane gelangt waren. Diese zähe, sauerstoffdurchlässige Membran verhinderte fast hundertprozentig, daß Oberflächenwasser verdunstete und von der darüberliegenden Luftschicht aufgenommen wurde. Obwohl die Struktur und Zusammensetzung dieser Polymere rasch analysiert worden waren, schien es kein Mittel zu geben, das sie entweder auseinanderbrach oder zumindest durchlässiger machte. Bei Versuchen stellte sich nur heraus, daß heftige Bewegungen den auf dem Wasser liegenden Film zerstörten. Daraufhin

führen ganze Flotten von Kriegsschiffen und Fischereifahrzeugen die amerikanischen und europäischen Küsten entlang, um dort das Wasser aufzuwirbeln, ohne dabei allerdings mehr als zeitlich begrenzte Erfolge zu erzielen.

Selbst als ein Teil des Films von der Wasseroberfläche abgeschöpft wurde, trat keine Besserung ein, denn die zähe Schicht wuchs rasch von allen Seiten wieder zusammen, da die benötigten Stoffe auch in den unteren Meeresschichten reichlich vorhanden waren.

Der Entstehungsmechanismus dieser Polymere blieb weiterhin unbekannt, aber Millionen Tonnen chemisch höchst

aktiver Industrierückstände –
unerwünschte Nebenprodukte der
Petroleumaufbereitung, unbrauchbar
gewordene Katalysatoren und
Lösungsmittel – wurden nach wie vor
ins Meer geleitet, wo sie sich mit den
Abwässern der Atomkraftwerke und der
großen Küstenstädte vermengten. Aus
diesem teuflischen Gebräu hatte das
Meer einen dünnen Film geformt, der
kaum dicker als einige Atome war und
trotzdem genügte, um das Land zu
verwüsten, das früher vom Meer aus
bewässert worden war.

Diese Vergeltungsmaßnahme der
Ozeane hatte Ransom schon immer
beeindruckt, weil sie so erschreckend
gerecht und einfach war. Hauchdünne

Cetylalkoholfilme waren seit Jahren in Gebrauch, weil sie verhinderten, daß große Wasserreservoirs einen Teil der gespeicherten Flüssigkeit durch Verdunstung verloren. Die Natur hatte dieses Prinzip nur in weltweitem Maßstab angewandt und dadurch allmählich das Gleichgewicht der Elemente gestört. Zusätzlich schien sie sich auch noch über die hilflose Menschheit lustig machen zu wollen, denn weit vor den Küsten entstanden nach wie vor gigantische Kumuluswolken, zogen majestätisch in Richtung Land und entledigten sich ihrer kostbaren Last unweigerlich in der trockenen Luft über den Küstengewässern, aber nie über dem

verschmachtenden Land selbst.

Ein Streifenwagen rollte langsam die Avenue entlang und hielt fünfzig Meter vor dem Gartentor. Nach einer kurzen Pause, die allerdings mehr aus Gewohnheit als aus Sinn für Schicklichkeit eingelegt worden war, stieg Judith Ransom aus. Sie blieb an der Tür stehen und sprach mit Captain Hendry. Nachdem sie ihre Uhr mit seiner verglichen hatte, kam sie rasch die Auffahrt entlang. Offenbar hatte sie Ransom, der noch immer in dem staubbedeckten Wagen saß, nicht bemerkt, denn sie eilte an ihm vorüber ins Haus.

Ransom wartete noch, bis sie das

Schlafzimmer erreicht haben mußte. Erst dann kletterte er aus dem Auto und ging langsam auf Hendry zu. Ransom hatte den Polizeicaptain immer sympathisch gefunden, und ihre Freundschaft hatte sich in den vergangenen zwei Jahren zur stärksten Seite des Dreiecks entwickelt, in dem sie lebten; Ransom vermutete sogar daß es nur deshalb so lange gehalten hatte. Nun würde sich herausstellen, ob das Verhältnis zwischen Judith und Hendry den Belastungen eines Lebens an der Küste gewachsen war, was Ransom ernstlich bezweifelte.

Als Ransom vor dem Wagen erschien, legte Hendry die Karte beiseite, die er bisher studiert hatte. Er schien mit

seinen Gedanken woanders zu sein, begrüßte Ransom aber trotzdem so freundlich wie sonst.

»Noch immer hier, Charles? Macht Ihnen das Strandleben keinen Spaß?«

»Ich kann nicht schwimmen.« Ransom zeigte auf die Campingausrüstung im Rücksitz des Wagens. »Wirklich eindrucksvoll. Diese Seite von Judiths Charakter ist mir nie ganz klar geworden.«

»Mir auch nicht – noch nicht. Aber vielleicht suchen wir nur Geheimnisse, wo es keine gibt. Habe ich Ihren Segen?«

»Selbstverständlich. Judith ebenfalls, das wissen Sie doch.«

Hendry sah zu Ransom auf. »Sie

sprechen, als ginge Sie das alles nichts mehr an, Charles. Was haben Sie vor – wollen Sie hier warten, bis Larchmont eine Wüste geworden ist?«

Ransom fuhr mit dem Zeigefinger über die staubbedeckten Scheibenwischer. »Offenbar ist es schon fast soweit. Vielleicht bin ich im Grunde genommen doch mehr hier zu Hause. Ich möchte noch einige Tage bleiben, bis ich mir endgültig darüber im klaren bin.«

Er wechselte einige belanglose Redensarten mit Hendry verabschiedete sich dann von ihm und ging ins Haus zurück. Judith stand in der Küche und hatte den Kühlschrank geöffnet; auf dem Tisch waren einige Büchsen aufgestapelt.

»Charles ...« Sie richtete sich auf und strich sich dabei die blonden Haare aus dem eckigen Gesicht. »Der Bart ... Ich dachte, du seist noch unten am Fluß.«

»Bis vor einer Stunde war ich noch dort«, antwortete er. »Ich bin zurückgekommen, um zu sehen, ob ich etwas für uns tun kann. Es ist schon ziemlich spät.«

Judith zuckte mit den Schultern. »Ganz recht«, erwiderte sie gleichmütig. Sie bückte sich wieder, warf einen Blick in den Kühlschrank und schob mit tadellos gepflegten Fingern einige Teller beiseite. Ransom fragte sich im stillen, wie sie die Überlebenskurse am Meer durchstehen würde. In diesem Augenblick war er Hendry geradezu

dankbar.

»Ich habe das ganze Zeug aufgeteilt«, erklärte sie ihm. »Du behältst die meisten Büchsen und alles Wasser.«

Ransom beobachtete völlig unbeteiligt, wie sie ihre Büchsen in einen Karton packte und ihn sorgfältig verschnürte. Auch ihr Abschied von diesem Haus, in dem sie jahrelang gemeinsam gewohnt hatten, vollzog sich ohne jegliche innere Anteilnahme. Ihr Verhältnis zueinander war nüchtern und sachlich, als seien sie nur zwei Techniker, die in das Haus gekommen waren, um eine komplizierte Haushaltsmaschine anzuschließen, wobei sie erst zu spät festgestellt hatten, daß nicht die richtige Stromspannung vorhanden war.

»Ich hole deinen Koffer herunter«, sagte er. Sie antwortete nicht, aber ihre grauen Augen folgten ihm bis an die Treppe.

Als er wieder nach unten kam, wartete sie in der Diele auf ihn. Sie klemmte sich den Pappkarton unter den Arm. »Charles«, fragte sie dann, »was hast du jetzt vor?«

Ransom lächelte unwillkürlich. In gewisser Beziehung forderten seine ganze Erscheinung und vor allem der Bart diese Frage geradezu heraus, aber seitdem alle möglichen Leute ihn in letzter Zeit danach gefragt hatten, wurde ihm allmählich klar, daß seine bloße Gegenwart genügte, um die anderen nervös zu machen, die sich weder mit

der leeren Stille noch der erzwungenen Untätigkeit innerhalb der Stadt abfinden konnten. Aber auch der bloße Entschluß, die Fahrt zur Küste zu wagen, war für diese Leute keine Lösung, weil das Vakuum in ihrem Inneren sich auch dadurch nicht weniger bemerkbar machte. Deshalb erkundigten sie sich alle nach seinen Plänen, als hofften sie, dadurch einen Hinweis zu erhalten, der ihnen selbst weiterhelfen würde.

Er überlegte sich einen Augenblick lang, ob er Judith erzählen sollte, welche Gedanken ihn in letzter Zeit bewegten, schwieg aber doch lieber. Ihr blasses Gesicht betrachtete seinen Schatten an der Wand, als erwarte sie, diese reflektierte *persona* werde ihr den

gewünschten Hinweis geben. Dann sah er jedoch, daß sie nur ihr eigenes Bild im Spiegel anstarrte und wurde wieder einmal auf die eigenartige Asymmetrie ihres Gesichts aufmerksam, obwohl Judith die nach innen gewölbte linke Schläfe unter einer Haarsträhne zu verdecken suchte. Er hatte manchmal fast den Eindruck, ihr Gesicht sei bereits von einem schrecklichen Autounfall gezeichnet, den sie irgendwann in der Zukunft erleiden würde. Gelegentlich glaubte er auch zu ahnen, daß Judith ähnlich dachte und diese Last ihr Leben lang mit sich herumschleppen würde.

Sie öffnete die Haustür und trat auf die Treppe hinaus. »Viel Glück, Charles. Vergiß nicht, dich um Philip Jordan zu

kümmern.«

»Wahrscheinlich muß er sich eher um mich kümmern.«

»Ich weiß. Du brauchst ihn, Charles.«

Als sie unter dem Vordach ins Freie traten, zogen riesige dunkle Wolken von Mount Royal her über den Himmel.

»Großer Gott!« Judith rannte die Auffahrt entlang und ließ dabei den Karton fallen. »Ist das etwa Regen?«

Ransom holte sie ein. Er sah zu den schwarzen Rauchwolken auf. »Keine Angst«, sagte er und gab ihr den Karton zurück. »Das ist nur die Stadt. Sie brennt.«

Nachdem Judith und Hendry abgefahren waren, ging er langsam ins Haus zurück und hatte dabei Judiths

Gesicht vor Augen. Ihr letzter Blick war so erschrocken gewesen, als fürchte sie, in dieser Sekunde alles zu verlieren, was sie gewonnen hatte.

Mount Royal brannte drei Tage lang ununterbrochen. Am Himmel türmten sich gigantische Rauchwolken auf, als sei der Vorhang zum letzten Akt der Stadt hochgezogen worden, während unterhalb einzelne Flammensäulen noch oben stiegen und wie Fragmente monumentaler Rauchsignale wieder in sich zusammenbrachen. Unzählige Abfallfeuer und die weiter in Betrieb befindlichen Papierverbrennungsöfen machten die Rauchscheiter noch düsterer, die über dieser wahrhaft apokalyptischen Szene hingen.

Ransom beobachtete die Straßenbrücke über den Fluß vom Dach seines Hauses aus und wartete darauf, daß die letzten Bewohner der Stadt nach Süden flohen. Auch Larchmont wirkte inzwischen völlig verlassen, denn außer Johnstones letzten Gemeindemitgliedern waren Ransoms Nachbarn schon längst abgefahren. Ransom schlenderte durch menschenleere Straßen und beobachtete riesige Staubsäulen über der schweigenden Landschaft, die in Flammen zu stehen schien. Hellgraue Flugasche, die von den Außenbezirken der Stadt herübertrieb, bedeckte Häuser, Straßen und Gärten, als sei irgendwo in der Nähe ein Vulkanausbruch erfolgt; auch die einsamen Kais und Bootshäuser

unten am Fluß lagen unter dieser dicken Ascheschicht, die ihre Konturen wie ein Leichentuch verbarg.

Ransom verbrachte den größten Teil seiner Zeit am Fluß oder auf dem Boden des ehemaligen Sees. In Ufernähe waren die großen Schlammhügel bereits getrocknet und bildeten jetzt eine niedrige Dünenkette, deren Grate sich in der Sonne gelb zu färben begannen. Ransom baute sich ein primitives Floß aus Treibholz und stakte es unbeholfen durch die letzten Tümpel, bis er schließlich wieder den Fluß erreichte.

Obwohl der Kanal sich weiter verengt hatte, war er noch immer ziemlich tief, so daß Ransom keinen Versuch machte, ihn zu Fuß zu durchschreiten. Allerdings

hatte sich das früher so klare Wasser inzwischen in ein öliges Rinnsal verwandelt, das trüb und schmierig zwischen den weißen Uferböschungen zu versickern schien. Nur Philip Jordan, der sein Skiff mit kräftigen Schlägen vorantrieb, brachte etwas Leben in die wie ausgestorben wirkende Flußlandschaft. Ransom rief ihn mehrmals an, aber der junge Mann winkte ihm nur zu und fuhr rasch weiter. Mehrmals täglich ertönte das vertraute Warnsignal, und der alte Dampfer, der noch immer von Captain Tulloch kommandiert wurde, rauschte unter der Brücke vorbei. Wunderbarerweise war er bisher trotz der enger gewordenen Fahrrinne nirgends auf Grund gelaufen,

sondern befuhr unbeirrt eine ständig abnehmende Strecke in beiden Richtungen.

Ransom hatte wie erwartet keine große Lust, sein Hausboot am anderen Ufer aufzusuchen. Das Boot lag ruhig in dem seicht gewordenen Wasser und schien aus dieser Entfernung eine Kondensation seines privaten Universums zu sein.

Am folgenden Sonntag, dem letzten Tag dieses kurzen Interregnums, besuchte Ransom die kleine Presbyterianer-Kirche an der Amherst Avenue, um Johnstones Predigt zu hören, die seiner Überzeugung nach die letzte sein würde. In der vergangenen Woche hatte er den Reverend und seine Getreuen öfters in einem Jeep

herumfahren gesehen, mit dem sie Stacheldrahtrollen und Vorratskisten transportierten, als beabsichtigten sie, ihre Häuser angesichts des zu erwartenden Armageddons in uneinnehmbare Festungen zu verwandeln. Da Ransom neugierig war, wie Johnstone auf die Verwandlung Larchmonts und der Stadt reagierte, betrat er die Kirche, als die winzige Orgel eben keuchend ein kurzes Präludium von sich gab.

Er nahm auf einer Bank in der Mitte des Kirchenschiffs Platz. Johnstone verließ die Orgel und begann mit der Bibellesung. Die Kirche war fast leer, aber Johnstone sprach so laut und energisch wie üblich, so daß seine

Stimme von den Bankreihen widerhallte. In der ersten Reihe vor ihm saßen seine zierliche Frau und ihre drei unverheirateten Töchter, die längst aus der Mode gekommene Blumenhüte trugen. Unmittelbar hinter ihnen drängten sich die zwei oder drei Familien zusammen, die noch in Larchmont wohnten; die Männer saßen aufrecht und hatten ihre Gewehre neben sich zu Boden gestellt.

Nachdem die Gemeinde ein Lied gesungen hatte, bestieg Johnstone die Kanzel und begann seine Predigt, deren Text auf Kapitel vier, Vers acht des Buches Jona aufbaute: *Als aber die Sonne aufgegangen war, verschaffte Gott einen dürren Ostwind; und die*

Sonne stach Jona auf den Kopf, daß er matt ward. Da wünschte er seiner Seele den Tod und sprach: Ich wollte lieber tot sein als leben. Nach einer kurzen Zusammenfassung der früheren Karriere des Propheten, dessen Wunsch nach möglichst rascher Zerstörung der sündigen Stadt Ninive und ihrer hundertzwanzigtausend Menschen Johnstone offenbar durchaus verständlich fand, verglich er Jonas Hütte bei Ninive mit der Kirche, in der sich seine Gemeinde jetzt versammelt hatte, um auf die Zerstörung von Mount Royal und der übrigen Welt zu warten.

An dieser Stelle begann der Reverend, sich für das Thema seiner Predigt zu erwärmen, zuckte dann aber kaum

merklich zusammen und starrte das Kirchenschiff entlang. Ransom drehte sich um und sah zwischen den letzten Bankreihen etwa zwanzig Fischer stehen, die mit den Mützen in der Hand auf irgend etwas zu warten schienen. Einige Sekunden lang hörten sie schweigend zu, was Johnstone von der Kanzel aus zu sagen hatte, dann drängten sie sich in der hintersten Reihe zusammen und gaben damit den Blick auf den dunklen Himmel hinter der geöffneten Tür frei, über den noch immer dichte Rauchschwaden von Mount Royal herzogen.

Ransom wunderte sich darüber, daß diese Leute in ihre schäbigen schwarzen Kleidung und den alten Stiefeln in die

Kirche gekommen waren, und rutschte deshalb in seiner Bank weiter nach außen, um sie besser beobachten zu können. Ihre verschlossenen Gesichter trugen den mürrischen Ausdruck von Streikenden oder Arbeitslosen, die vorläufig noch abwarteten, bis sie den Befehl zum Losschlagen erhielten.

Unter der Kanzel wurde laut geflüstert, dann bewegte sich sogar ein Gewehrlauf, aber der Reverend Johnstone ließ sich nicht aus der Fassung bringen, sondern beobachtete seine neuen Zuhörer, die seinem Blick auswichen. Dann sprach er mit erhobener Stimme weiter, wiederholte das bisher Gesagte und verglich anschließend Jonas Wunsch nach

Zerstörung der Stadt Ninive mit der unausgesprochenen Hoffnung vieler Menschen, ihre gegenwärtige Welt werde endlich untergehen. Er sprach davon, daß auch der Prophet schließlich eingesehen hatte, daß der Wurm, der seinen Rizinus verdorren ließ, nur Gottes Willen erfüllte, und führte dann aus, auch die jetzt lebenden Menschen müßten die Zerstörung ihrer Wohnstätten und ihrer Lebensgrundlagen in diesem Geist willig auf sich nehmen, um endlich durch das Fegefeuer auf Erden Gottes Gnade zu erlangen.

Die Fischer beobachteten Johnstone aufmerksam und wandten ihren Blick keine Sekunde von seinem Gesicht ab. Zwei oder drei saßen nach vorn gebeugt

und hatten die Hände auf die Rückenlehne der nächsten Bankreihe gelegt, aber die meisten blieben steif aufgerichtet sitzen. Als Johnstone eine kurze Pause machte, bevor er der Gemeinde den Segen erteilte, kam plötzlich Bewegung in die hinterste Reihe. Die gesamte Gruppe erhob sich und verließ rasch die Kirche, ohne sich noch einmal umzusehen.

Johnstone schwieg, bis die Fischer gegangen waren, und hob nur kurz die Hand, um die ersten Reihen zu beschwichtigen. Er sah den schwarzgekleideten Männern mit gerunzelter Stirn nach, als versuche er zu erraten, weshalb sie ursprünglich hierhergekommen waren. Dann forderte

er seine Gemeinde mit leiserer Stimme zum Gebet auf, beobachtete aber weiter die offene Kirchentür.

Ransom wartete noch einige Sekunden, stand dann auf und ging ins Freie hinaus. Weit vor ihm verschwanden die letzten Männer der Gruppe zwischen den geparkten Wagen, über denen dichte Rauchschwaden hingen.

Vor seinen Füßen war ein Fisch in den weißen Staub gezeichnet.

»Doktor.«

Als er sich bückte, um die Zeichnung näher zu betrachten, spürte er eine Hand auf seiner Schulter. Er sah auf und erkannte Quilter, der ihn mit feuchten Augen anstarrte.

»Lomax«, sagte Quilter knapp. »Er will Sie sehen. Jetzt.«

Ransom ignorierte ihn und zog den Fisch mit ausgestrecktem Zeigefinger nach Quilter lehnte an einem Baumstumpf und verzog gelangweilt das Gesicht, als aus der Kirche Orgelmusik drang.

Ransom stand wieder auf und wischte sich langsam die Hände ab. »Was ist mit Lomax los?«

Quilter betrachtete ihn von oben bis unten. »Sagen Sie es ihm doch«, meinte er aggressiv. Als Ransom sich nicht provozieren ließ, grinste er widerwillig respektvoll, aber dieses Grinsen verwandelte sich rasch in eine abstoßende Parodie. Er tippte sich an

die Stirn und flüsterte: »Vielleicht ... Wasser im Kopf?« Dann ging er lachend die Straße entlang, winkte Ransom noch einmal zu, er solle ihm folgen, und wies auf die Beobachtungstürme in den Gärten.

Ransom ließ ihn vorausgehen und holte erst seine Instrumententasche aus dem Haus. Quilters geheimnisvolle Bemerkung, die wahrscheinlich als Hinweis gedacht war, enthielt vermutlich mehr Wahrheit, als die meisten Menschen ihm zugetraut hätten. Lomax war ein merkwürdiger Charakterdarsteller, dessen ohnehin überhitzte Phantasie durch die Trockenheit weiter angeregt worden war.

Am Pförtnerhaus holte Quilter einen großen Schlüsselbund aus der Tasche und öffnete das Tor. Er band die beiden Schäferhunde los, die am Gitter festgemacht waren, versetzte ihnen einen Tritt, als sie zu kläffen begannen, und ging dann durch den Garten voraus. Das Haus des Architekten, eine merkwürdige Konstruktion aus Glas und Stahlbeton, erhob sich auf einem Abhang, dessen ehemals grüne Rasenflächen in der Hitze verdorrt und gelblich gefärbt waren. Neben dem Schwimmbecken stand ein großer grüner Tankwagen, der das letzte Wasser aus dem Becken pumpte. Der Fahrer beobachtete von seinem Sitz aus, wie allmählich der gekachelte Boden auftauchte.

Die Eingangshalle war jedoch noch immer angenehm kühl. Über den Marmorfußboden führten nasse Fußspuren.

Lomax hielt sich in seinem Appartement im ersten Stock auf. Er trug wie üblich einen weißen Seidenanzug und lehnte sich gegen das Rückenpolster seines vergoldeten Bettes, als sei er ein Pascha, der darauf wartete, daß sein Hof sich vor ihm versammelte. Er winkte Ransom mit einem silbergefaßten Spazierstock zu, ohne den Kopf zu drehen.

»Nur herein mit Ihnen, Charles«, rief er dabei. »Wie nett, daß Sie gleich gekommen sind, ich fühle mich schon wieder besser.« Er wies auf den

Korbsessel neben seinem Bett. »Nehmen Sie hier Platz, damit ich Sie sehen kann.« Dann drohte er Quilter, der grinsend in der Tür stand, mit dem Stock. »Schon gut, mein Junge, fort mit dir! Für dich gibt es noch genügend Arbeit. Wenn du meine Domestiken siehst, hetzt du die Hunde auf sie!«

Nachdem Quilter mit den beiden Schäferhunden gegangen war, senkte Lomax den Kopf und starrte Ransom nachdenklich an. Das schmale Gesicht verzog sich zu einem arroganten Lächeln, das zu seiner ganzen Aufmachung paßte.

»Mein lieber Charles, ich muß mich wirklich bei Ihnen dafür entschuldigen, daß ich Quilter geschickt habe, aber die

Dienstboten sind alle verschwunden. Stellen Sie sich diese Undankbarkeit vor! Aber die Idioten haben es mit der Angst zu tun bekommen und sind fortgelaufen ...« Er seufzte theatralisch, kniff ein Auge zusammen und flüsterte heiser: »Restlos verblödet, finden Sie nicht auch? Was wollen sie eigentlich am Meer – baden?«

Er lehnte sich mit einer schmerzlichen Grimasse in die Kissen zurück und warf einen klagenden Blick auf die Stuckdecke seines Zimmers: Nero war von der Absurdität und Undankbarkeit dieser Welt geradezu überwältigt. Ransom beobachtete die Vorstellung mit einem verständnisvollen Lächeln, denn er wußte, daß diese Pose den falschen

Eindruck erweckte. Lomax war keineswegs verweichlicht oder hilflos, sondern im Gegenteil eisenhart und energiegeladen, obwohl er sich in dieser anderen Rolle gefiel.

»Was fehlt Ihnen eigentlich?« fragte Ransom. »Sie sehen ganz gesund aus.«

»Ich bin es aber nicht, Charles.« Lomax zeigte auf sein rechtes Ohr. »Irgendwie muß ein Wassertropfen aus dem verdamnten Schwimmbecken hineingekommen sein, und ich schleppe seit einem Tag den Atlantik mit mir im Kopf herum. Ich habe allmählich das Gefühl, mich in eine Auster zu verwandeln.«

Ransom ließ die Schlösser seiner Instrumententasche aufschnappen.

»Schön, sehen wir uns die Sache an. Vielleicht finde ich eine Perle.«

Er untersuchte das Ohr gründlich, machte eine Spülung und erklärte dann, die Behandlung sei abgeschlossen.

»Mir geht es schon wieder besser, Charles. Sie haben wirklich Talent. Der alte Hippokrates wäre stolz auf sie gewesen.« Lomax runzelte die Stirn und sagte nach einer kurzen Pause: »Ich wollte noch etwas anderes mit Ihnen besprechen, nachdem Sie einmal hier sind. In letzter Zeit bin ich so beschäftigt gewesen, daß ich einfach keine Zeit dazu gehabt habe.« Er stützte sich mühsam auf seinen Stock, als er aus dem Bett kletterte, und bedankte sich überschwenglich bei Ransom, der ihm

dabei geholfen hatte, obwohl er genau wußte, daß der Architekt keineswegs ein gebrechlicher Invalide war.

»Was wollten Sie mit mir besprechen?« fragte Ransom, während Lomax einen vergoldeten Parfümzerstäuber von seinem Toilettentisch nahm und sich mit einer Duftwolke umgab.

»Nun, Charles ...« Lomax sah aus dem Fenster über die Stadt, die in dichte Rauchwolken gehüllt war. Rechts erstreckte sich das ausgetrocknete Flußbett zwischen verlassenem Häusern; der schmale Kanal, in dem das letzte Wasser versickerte hatte sich weiter verengt. »Was spielt sich dort unten ab? Sie können das besser als ich

beurteilen.«

Ransom zuckte mit den Schultern. »Der Fall ist eigentlich ziemlich klar. Sie müssen wirklich sehr beschäftigt gewesen sein, wenn Sie nichts davon gemerkt haben. Das natürliche Gleichgewicht ...«

Lomax machte eine irritierte Handbewegung. »Erzählen Sie mir nichts von einem natürlichen Gleichgewicht, Charles! Wir würden alle noch in Lehmhütten leben, wenn es nicht Männer wie mich gäbe.« Er sah düster auf die Stadt hinab. »Das wäre vielleicht gar nicht so übel, wenn man die Monstrositäten dort unten betrachtet. Ich wollte wissen, was sich in Mount Royal abspielt. Sind die meisten Leute

schon fortgefahren?«

»Neun von zehn. Wahrscheinlich sogar mehr. Kein Wunder, nachdem sie dort keine Zukunft haben.«

»Das ist eben der große Irrtum. Glauben Sie mir, die Wirklichkeit sieht ganz anders aus.« Lomax kam heran und blieb dicht vor Ransom stehen. »Und was ist mit Ihnen, Charles? Warum hungern Sie noch immer hier herum? Ich verstehe einfach nicht, weshalb Sie nicht wie die anderen zum Meer gefahren sind.«

»Tatsächlich nicht, Richard? Ich dachte, Sie hätten Verständnis dafür. Vielleicht haben wir beide noch etwas zu erledigen.«

Lomax nickte langsam. »Ausgezeichnet

gesagt – so taktvoll und diskret, wie ich es von Ihnen erwartet hätte. Natürlich verstehe ich, was Sie hier festhält. Aber was haben Sie wirklich vor? Sie können doch nicht auf ihrem kleinen Hausboot im Schlamm sitzen und aufs Ende der Welt warten.«

»Ich bin schon seit drei oder vier Tagen nicht mehr dort gewesen«, antwortete Ransom. »Die Straßen sind noch ziemlich verstopft, und ich hatte das Gefühl, bestimmte Probleme hier besser lösen zu können. Aber irgendwann werde ich auch abfahren müssen.«

»Glauben Sie das wirklich?« fragte Lomax. »Vielleicht bleiben Sie doch hier. Sie können sich darauf verlassen,

daß sich alles sehr verändert, Charles.«

Ransom nahm seine Tasche auf. »Das ist mir bereits klar.« Er nickte zu den staubbedeckten Häusern am Fluß hinüber. »Sie unterscheiden sich kaum noch von Lehmhütten. Wir bewegen uns rasch in die Vergangenheit zurück.«

Lomax schüttelte den Kopf. »Sie täuschen sich in der Richtung, mein Junge. Jetzt müssen wir alle irgendwie mit der Zukunft zurechtkommen.« Er richtete sich auf. »Warum ziehen Sie nicht einfach hierher zu mir?«

»Vielen Dank, Richard, nein.«

»Weshalb lehnen Sie ab?« drängte Lomax. »Geben Sie lieber ehrlich zu, daß Sie nicht die Absicht haben, den anderen ans Meer zu folgen – das sehe

ich Ihnen kilometerweit an. Die Dienstboten kommen bestimmt bald zurück, wenn sie erst einmal gemerkt haben, daß es an der Küste weniger Wasser gibt, als manche vielleicht glauben. Dann können Sie sich bedienen lassen, und Quilter ist ein williger Bursche, allerdings voll seltsamer Gedanken und gelegentlich etwas ermüdend. Hier könnten Sie sich ausruhen, sich wieder mit Judith arrangieren und ...«

Ransom ging zur Tür. »Das habe ich bereits, Richard. Schon seit langem. Diesmal sind Sie hinter der Entwicklung zurück.«

»Warten Sie!« Lomax hielt ihn am Arm fest. »Wir Zurückbleibenden müssen

jetzt zusammenhalten, Charles. Der Teufel soll mich holen, wenn ich ans Meer fahre. Überall nur Wasser – ein Material, das ich nicht ausstehen kann, weil es sich nicht formen läßt und nur für Brunnen zu gebrauchen ist. Vielleicht können Sie mir auch bei meinem kleinen Projekt behilflich sein.«

»Wobei?«

»Nun ...« Lomax zögerte und starrte wieder aus dem Fenster. »Eine vergnügliche Abwechslung, mit der ich mich seit einiger Zeit beschäftige. Im Grunde genommen sogar recht sehenswert. Ich würde Ihnen gern mehr darüber erzählen, Charles, aber das hat noch Zeit, bis wir mehr aufeinander angewiesen sind.«

»Ganz recht.« Ransom beobachtete Lomax, der sich offensichtlich beherrschen mußte, um ihn nicht doch sofort einzuweißen, und fragte: »Was haben Sie vor? Wollen Sie Larchmont anzünden?«

»Charles ...« Lomax lächelte begeistert. »Ein ausgezeichneter Vorschlag, den ich mir gut merken muß. Nur schade, daß Quilter nicht hier ist, denn er bewundert Ideen dieser Art.«

»Das kann ich mir vorstellen.« Ransom öffnete die Tür.

Diesmal machte Lomax keinen Versuch, ihn gegen seinen Willen zurückzuhalten. »Ihr Vorschlag ist tatsächlich großartig und regt die Phantasie an! Feuersbrünste sind schon

immer Vorspiel einer größeren Zukunft gewesen. Ein riesiger Phönix!«

Ransom verließ schweigend den Raum, ging die Marmortreppe hinab und durchquerte die Eingangshalle. Vom Schwimmbecken her ertönte noch immer das regelmäßige Tuckern der Wasserpumpe.

»Quilty! Bist du das, Quilty?« rief eine verschlafene Frauenstimme aus der Veranda über dem Schwimmbecken.

Ransom zögerte, als er den kindlichen, aber trotzdem scharfen Tonfall erkannte. Dann schlich er weiter auf die Haustür zu.

»Quilty! Warum kriechst du hier ... Oh, wer, zum Teufel, sind Sie?«

Ransom blieb stehen und drehte sich um. Hinter ihm stand Miranda Lomax, die Schwester des Architekten, barfuß in der Verandatür und betrachtete ihn kritisch. Obwohl sie fast zwanzig Jahre jünger als Lomax war, hatte sie bereits weiße Haare, die ihr Gesicht, das in allen Einzelheiten dem ihres Bruders glich, frühzeitig gealtert erscheinen ließ. Ransom hatte sie nur einmal flüchtig kennengelernt, als sie im Krankenhaus zu tun hatte, und war schon damals fast entsetzt gewesen, obwohl Miranda äußerlich durchaus attraktiv wirkte. In ihrer Gegenwart fühlte er sich unbehaglich, weil sie nicht nur wie ihr Bruder exzentrisch, sondern auch wirklich unberechenbar und böseartig

war.

»Doktor Ransom ...« Sie schien enttäuscht zu sein und wandte sich wieder ab. Dann winkte sie ihn jedoch aus Langeweile heran. »Sie sehen müde aus, Doktor.« Sie schlurfte in die Veranda zurück, ließ sich dort auf eine Couch fallen und machte eine ungeduldige Handbewegung.

»Kommen Sie herein, Doktor, anstatt in der Tür zu stehen und große Augen zu machen. Keine Angst, ich habe nicht die Absicht, Sie zu kompromittieren. Haben Sie Quilter irgendwo gesehen?«

»Er ist mit den Hunden hinter Ihren Dienstboten her«, antwortete Ransom. »Falls Sie mich brauchen – ich bin meistens zu Hause.« Er zeigte auf seine

Instrumententasche. »Ich muß jetzt gehen.«

»Wohin?« Sie machte eine wegwerfende Handbewegung.

»Benehmen Sie sich doch nicht so verdammt lächerlich, Doktor. Was haben Sie eigentlich in Larchmont vor?«

»Was ich vorhabe?« wiederholte Ransom langsam. »Ich versuche meine Praxis zusammenzuhalten, soweit das überhaupt möglich ist.«

Während Miranda auf der Couch saß, sah Ransom auf den schmutzigen Kragen ihres Bademantels herab und stellte fest, daß sie darunter nur einen ebenso angeschmutzten Unterrock trug. Sie wirkte bereits so verwelkt und farblos wie die halbtoten Blattpflanzen

hinter ihr.

Miranda merkte, daß er sie anstarrte, lächelte spöttisch und strich sich die Haare aus dem Gesicht. »Was ist denn los Doktor? Wollen Sie mich untersuchen oder so ähnlich?«

»Ganz entschieden nicht«, antwortete Ransom, ohne das Lächeln zu erwidern. Er wies auf den Tankwagen neben dem Schwimmbecken. Der Fahrer spulte eben den Schlauch wieder ein. »Verkauft Lomax sein Wasser?«

»Natürlich nicht. Ich habe ihm geraten, es einfach auf die Straße zu schütten!« Sie starrte ihn mit gerunzelter Stirn an. »Hat Lomax Ihnen von seinem Plan erzählt? Ich nehme an, daß er wieder wie ein kleiner Junge darüber gelacht

hat.«

»Meinen Sie sein Freudenfeuer? Er hat mich dazu eingeladen.«

»Sie sollten wirklich kommen, Doktor.« Miranda sah ihn von unten herauf an. »Ich möchte Ihnen allerdings nicht verheimlichen, daß ich selbst auch einen kleinen Plan geschmiedet habe.«

»Davon bin ich überzeugt«, sagte Ransom. »Aber ich fahre bald in Richtung Küste.«

Miranda schüttelte langsam den Kopf. »An die Küste«, wiederholte sie verächtlich. »Es gibt keine Küste mehr. Es gibt nur *hier* – damit müssen Sie sich endlich abfinden.« Als er die Tür erreichte, rief sie hinter ihm her: »Doktor, haben Sie schon einmal ein

Ameisenheer beobachtet, das einen Fluß zu überqueren versucht?«

Ransom sah von der Treppe aus über die staubbedeckten Dächer. Die entfernte Stadt blieb hinter Rauchschleiern verborgen, aber die Luft in der näheren Umgebung wirkte klarer und durchsichtiger, weil das Sonnenlicht überall von einer weißen Ascheschicht reflektiert wurde.

Der Fahrer öffnete die Tür des Tankwagens und setzte sich ans Steuer. Er holte ein Gewehr hinter seinem Sitz hervor und legte es neben sich, so daß die Mündung aus dem Fenster wies. Ransom fiel erst jetzt auf, daß der Mann eine schwarze Binde über dem rechten

Auge trug.

Ransom ging zu ihm hinüber. »Sind Sie bei der Army?« fragte er. »Wird jetzt schon Wasser beschlagnahmt?«

»Nein, das ist ein privates Geschenk.« Der Fahrer sah zu Lomax' Appartement auf, als sei er sich über die Motive des Spenders nicht völlig im klaren. »Für den Zoo in Mount Royal.«

Jetzt erkannte Ransom den grünen Overall. »Wer leitet ihn? Doktor Barnes?«

»Er ist weg. Einfach abgehauen. Wir sind nur noch zu zweit.«

»Soll das heißen, daß dort noch immer Tiere leben?« fragte Ransom erstaunt. »Ich dachte, sie wären längst verendet.«

»Warum?« Der Fahrer starrte ihn an.

»Wie kommen Sie darauf, Mister?«

Ransom wunderte sich über den aggressiven Tonfall des Mannes, antwortete aber trotzdem ruhig: »Meiner Meinung nach wäre das sogar besser für die Tiere. Schließlich reicht der eine Tankwagen voll Wasser auch nicht ewig.«

Der Fahrer beugte sich aus dem Fenster und tippte Ransom mit dem Zeigefinger auf die Schulter. Obwohl er offenbar keineswegs streitsüchtig veranlagt war, schien er über Ransoms Bemerkungen irritiert zu sein.

»Keine Angst, den Tieren fehlt nichts«, sagte er. Er wies mit dem Daumen auf die ausgedörrte Landschaft. »Das mögen sie gern. Vielleicht können wir sie schon

in ein paar Wochen *frei* laufen lassen!«

Das eine Auge blitzte in wilder
misanthropischer Hoffnung aus dem
verzerrten Gesicht.

Seit einer halben Stunde waren sie zum Mount Royaler Zoo unterwegs, fuhren in Schlangenlinien durch verlassene Straßen und machten Umwege durch Gärten und über Tennisplätze, wo die Straßen blockiert waren. Ransom saß auf dem Beifahrersitz neben Whitman und versuchte angestrengt, sich die komplizierten Umwege zu merken. Der Zoo lag fünf Kilometer vom Stadtzentrum entfernt in einem Viertel, wo früher hübsche Bungalows in gepflegten Gärten gestanden hatten. Jetzt erinnerte die ganze Gegend eher an ein

verlassenes Armenviertel. Verdorrte Baumreihen und Hecken trennten die Häuser voneinander, und in den Gärten brannten Feuer, deren Asche die ohnehin schlechte Luft noch mehr verpesteten. Am Straßenrand standen überall verlassene Autos, andere waren auf den Gehsteigen oder mitten in der Fahrbahn abgestellt worden. Einmal fuhren sie an einem menschenleeren Einkaufszentrum vorbei. Die Schaufenster waren mit Brettern verschalt oder durch Scherengitter geschützt, und einige verwahrloste Hunde schnüffelten zwischen geplatzten Kartons herum.

Ransom war von dem deutlichen Gegensatz zu Larchmont überrascht, denn dort verlief das Leben trotz aller

Veränderungen noch immer in halbwegs gewohnten Bahnen. Aber hier in den Außenbezirken der Stadt schien das Ende plötzlich und heftig gewesen zu sein. Hier und da schlich eine einsame Gestalt mit gesenktem Kopf durch die verlassenenen Straßen. Dann ratterte ein uralter Lastwagen, in dem eine Familie mit vier oder fünf Kindern saß, vor ihnen über eine Kreuzung und verschwand irgendwo in dem unübersichtlichen Gewirr der Seitenstraßen.

Wenige hundert Meter vom Zoo entfernt war die Avenue durch ein halbes Dutzend Autos versperrt, die sich hinter einem riesigen Sattelschlepper angesammelt hatten, der beim

Zurückstoßen in einer engen Einfahrt steckengeblieben war. Whitman fluchte, sah kurz nach rechts und links und fuhr dann mit kaum verringerter Geschwindigkeit durch das nächste Gartentor. Der schwere Tankwagen raste an den Küchenfenstern des ebenerdigen Hauses vorbei, und Ransom sah die erschrockenen Gesichter eines älteren Ehepaars, das dieses grüne Ungetüm entsetzt beobachtete.

»Haben Sie die beiden gesehen?« rief er und dachte an die nächsten zwei oder drei Wochen, in denen diese Leute ganz allein in der verlassenen Stadt sein würden. »Hilft ihnen niemand?«

Whitman ignorierte die Frage. Ransom hatte den Fahrer dazu überredet, ihn

mitfahren zu lassen, obwohl er sich zunächst dagegen gesträubt hatte. Er war erst zugänglicher geworden, als Ransom behauptete, er wolle dem Wasser ein Tollwutserum zusetzen. Whitman schien nur noch für seine Tiere zu leben und alles Interesse an Menschen verloren zu haben.

Ein weißer Staketenzaun trennte die beiden Grundstücke voneinander, dann begann die Zufahrt des Hauses an der Parallelstraße, an deren Ende ein geparkter Wagen stand. Whitman trat kurz auf die Bremse und fuhr dann geradewegs auf den Zaun zu, dessen dünne Latten wie Streichhölzer zersplitterten. Dann kam auch schon der Zusammenstoß mit dem abgestellten

Auto, das mit offenen Türen auf die Straße hinausgeschoben wurde, wo es auf der anderen Seite gegen einen Lieferwagen prallte. Die Windschutzscheibe überzog sich mit unzähligen Sprüngen, die übrigen Fenster zerplitterten und fielen klirrend auf den Asphalt.

Irgendwo jaulte ein Hund.

Wenige Minuten später hatten sie das Tor des Zoos erreicht. Whitman bremste vor der Schranke der Einfahrt. Ransom stieg aus und zog sie hoch, dann fuhr der Tankwagen weiter zu der Pumpstation hinter den Käfigen.

Ransom ging langsam über die breite Straße, die das Zoogelände durchschnitt. Etwa zwanzig Flamingos drängten sich

an einem Ende des Teiches zusammen, dessen schlammiges Wasser kaum noch ihre Füße bedeckte. Das Drahtgitter über dem Teich war mit Strohmatte belegt, aber die großen Vögel waren unruhig und öffneten schweigend ihre Schnäbel, als Ransom an ihnen vorbeiging.

Überall ertönten Tierstimmen, die in allen möglichen Tonlagen grunzten, brüllten, kläfften, fauchten oder kreischten. Die kleineren Käfige, in denen früher Vögel und Affen gehalten worden waren, standen jetzt leer. In einem der Freigehege lag ein totes Kamel. Ganz in der Nähe trabte ein riesiger Braunbär unruhig in seinem Käfig auf und ab. Eine Hyäne starrte Ransom blicklos an und jaulte dabei

durchdringend. Die beiden Wüstenhunde im Nebenkäfig richteten sich lauernd auf und beobachteten Ransom gespannt, als er kurz vor ihnen stehenblieb.

Offenbar war versucht worden, die Tiere regelmäßig zu füttern und zu tränken. Auf dem Boden lagen große Klumpen Affenfleisch neben halbvollen Wassereimern, aber die Käfige waren ansonsten so trocken und leer wie Höhlen in der Wüste.

Ransom öffnete die Tür des Raubtierhauses und prallte zurück, als ihm das Gebrüll der Tiere entgegenschlug. Die fünf weißmähnigen Löwen – zwei Paare und ein älteres Männchen – wurden eben gefüttert, und ihr Brüllen war ohrenbetäubend.

Catherine Austen stand in dem engen Gang zwischen den Käfigen und der Barriere, die zum Schutz der Zoobesucher angebracht worden war. Ihre weiße Bluse und die hellen Reithosen waren vor Schmutz grau und mit Blut und Schweiß befleckt, aber sie bewegte sich, ohne die geringste Ermüdung zu zeigen und warf den Löwen aus einem großen Eimer Fleisch vor die Schnauzen.

»Komm, Sarah, auf, auf! Du bist langsam wie eine Kuh! Nein, Hektor, hier!« Am Ende des Käfigs, wo der einzelne Löwe, ein blindes altes Männchen mit zerrupfter Mähne und vor Brüllen heiserer Stimme, wie ein verrückt gewordener Bär von links nach

rechts schwankte, stopfte sie das Fleisch durch die Gitterstäbe direkt in seinen Rachen.

Während die Löwen ihre Portionen verschlangen, ging Catherine nochmals den Käfig entlang und ließ den leeren Eimer gegen die Gitterstäbe schlagen. Als sie Ransom hinter sich stehen sah, winkte sie ihn zu sich heran und räumte dann die Käfige mit einem langstieligen Rechen aus, wobei sie spielerisch gegen die Beine der Tiere stieß.

»Wer kommt denn da?« rief sie über die Schulter. »Doch nicht etwa der Tierarzt?«

Ransom stellte seine Instrumententasche auf die nächste Bank und ging zu Catherine hinüber. »Ihr guter

Freund Whitman hat mich mitgenommen. Der Tankwagen ist voll Wasser aus Lomax' Schwimmbecken.«

Catherine zog den Rechen schwungvoll aus dem Käfig. »Wunderbar. Lomax ist so unzuverlässig, daß ich erst jetzt wirklich an sein Geschenk glaube. Sagen Sie Whitman, er soll es in den Reservetank pumpen.«

Ransom ging näher an die Käfige heran und spürte, daß sein Herz rascher schlug, als er die starken Tiere das blutige Fleisch verschlingen sah. Catherine Austen schien ihre frühere Lethargie völlig abgelegt zu haben.

»Ich freue mich, Sie hier zu sehen, Doktor. Sind Sie gekommen, um mir zu helfen?«

Ransom nahm ihr den Rechen aus der Hand und lehnte ihn gegen die Wand. »In gewisser Beziehung.«

Catherine sah zu Boden und runzelte die Stirn, während sie auf das Stroh und die Knochensplitter zeigte. »Hier sieht es fürchterlich aus, aber ich glaube trotzdem, daß Vater stolz auf mich wäre.«

»Vielleicht. Wie haben Sie Barnes dazu überredet, Sie hier zurückzulassen?«

»Er hat vor Jahren für Vater gearbeitet. Whitman und ich haben ihn gemeinsam überzeugt, daß es besser wäre, wenn wir beide noch etwas länger blieben und die Tiere nach und nach einschläfernten, damit keine Panik entstehen kann.«

»Haben Sie das vor?«

»Was? Nein, natürlich nicht. Ich weiß, daß wir nicht hoffen können, sie alle am Leben zu erhalten, aber wir wollen es mit den Säugetieren versuchen. Die Löwen werden bis zuletzt aufgehoben.«

»Und dann?«

Catherine machte eine ungeduldige Handbewegung, beherrschte sich aber noch. »Was wollen Sie damit sagen, Doktor? Daran möchte ich gar nicht denken!«

»An Ihrer Stelle würde ich es aber trotzdem tun.« Ransom legte ihr die Hand auf den Arm. »Seien Sie doch einen Augenblick lang vernünftig, Catherine. Lomax hat Ihnen das Wasser bestimmt nicht aus Mitleid mit den

armen Tieren geschenkt – er will sie offenbar für seine eigenen Zwecke mißbrauchen. Und Whitman ist meiner Meinung nach völlig übergesnapppt. Wahrscheinlich braucht jeder Zoo Leute wie ihn, aber der Mann ist in diesem Zustand ausgesprochen gemeingefährlich. Verlassen Sie den Zoo lieber rechtzeitig, bevor Sie eines Morgens alle Käfige geöffnet vorfinden.«

Catherine schüttelte seine Hand ab. »Lassen Sie den Unsinn, Doktor! Verstehen Sie denn noch immer nicht? Vielleicht regnet es schon morgen, selbst wenn Ihnen dieser Gedanke schrecklich ist. Ich habe nicht die Absicht, die Tiere im Stich zu lassen, und solange es noch

Futter und Wasser für sie gibt, kann ich sie auch nicht einschläfern.« Dann fügte sie leiser hinzu: »Außerdem bezweifle ich, daß Whitman dabei ruhig zusehen würde.«

Sie wandte sich ab und sah zu dem blinden Löwen hinüber.

»Wahrscheinlich würde er Sie daran hindern«, stimmte Ransom zu. »Denken Sie aber daran, daß hier andere Verhältnisse als draußen herrschen – hier haben Sie noch immer Gitter zwischen sich und den Tieren.«

»Eines Tages werden Sie eine Überraschung erleben, Doktor«, sagte Catherine ruhig. »Wäre ich nur etwas mutiger, könnte ich Ihnen zeigen, was ich meine.«

Ransom wollte eben zu einem neuen Überredungsversuch ansetzen, als sich etwas hinter ihm bewegte. Er drehte sich rasch um und erkannte die faungleiche Gestalt, die sich heute schon einmal an ihn herangeschlichen hatte.

Ransom ging auf die Tür zu, aber der junge Mann rannte davon.

»Was hat er hier zu suchen? Treibt er sich öfters im Zoo herum?«

»Wer war das? Ich habe ihn nicht gesehen.«

»Quilter – Lomax' Helfer und Vertrauter.« Nur wenige Meter von Ransom entfernt beendeten die Löwen jetzt ihr blutiges Mahl. Quilters unvermutetes Auftauchen hatte die ohnehin ungewisse Zukunft des Zoos in

ein seltsames Licht gerückt.

Catherine ging neben Ransom her ins Freie. »Ich ziehe übrigens morgen endgültig hier ein, so daß wir uns vermutlich nicht wiedersehen, Doktor. Ihr Hausboot scheint auch nicht mehr sehr beweglich zu sein.«

»Ich will einen stärkeren Motor einbauen.« Über den Himmel zogen noch immer dunkle Rauchschwaden und verdeckten zeitweise die unbarmherzig strahlende Sonne. Er sah Quilter im Eingang des Vogelhauses verschwinden, das sich an die Pumpstation anschloß.

Ransom gelang ein schwaches Lächeln. »Ich freue mich, daß Sie endlich zu sich selbst gefunden haben«, sagte er.

Sie schob ihren Arm durch seinen.

»Warum bleiben Sie nicht auch hier, Doktor? Wir könnten den Löwen beibringen, in Rudeln zu jagen.«

Dann winkte sie ihm zu und ging zwischen den Käfigen davon.

Ransom nahm seine Tasche auf, überquerte die breite Promenade und blieb am Eingang des Aquariums stehen. Als seine Augen sich an das hier herrschende Halbdunkel gewöhnt hatten, sah er Hunderte von Fischen, die hinter den großen Glasscheiben in dem trüben Wasser schwebten. Der Gestank nach toten Fischen war kaum auszuhalten, so daß er das langgestreckte Gebäude so rasch wie möglich durchquerte und sich dabei die Nase zuhielt. Bei diesem Anblick hatte er plötzlich eine Vision

der Küstengewässer, die so trüb und voller Leichen wie die Aquarien sein mußten.

Ransom öffnete geräuschlos die schwere Eisentür an der Rückwand des Gebäudes und stand in dem dazugehörigen Maschinenraum. Von hier aus führte ein schmaler Gang in die Pumpstation hinüber. Die Maschinen standen still, das große Schwungrad hing bewegungslos in seiner Grube. Ransom schlich vorsichtig weiter, bis er die offene Doppeltür sah, vor der Whitman das Tankfahrzeug geparkt hatte.

Nur wenige Meter von ihm entfernt stand Quilter und betrachtete interessiert den mit Kondenswasser beschlagenen Schlauch, der in den Reservetank führte.

Er trug noch immer die gleiche unglaublich verdreckte Hose, hatte aber seine Ausrüstung mit einem teuren Sporthemd ergänzt. Von seinem Gürtel hing ein toter Pfau herab, dessen langen Schwanz er wie eine juwelenbesetzte Schleppe hinter sich herzog.

Ransom trat in den Sonnenschein hinaus und blieb hinter Quilter stehen. Er streckte die rechte Hand aus und umklammerte den Oberarm des anderen.

Quilter drehte sich verblüfft um und rollte mit den Augen.

»Doktor ...!«

»Hallo, Quilter.« Ransom hielt den riesigen Bizeps weiter umklammert und warf einen Blick zwischen die Wassertanks, wo vielleicht die

Schäferhunde lauerten. »Hast du heute nachmittag frei? Ich wußte gar nicht, daß du dich für den Zoo interessierst.«

»Doktor ...« Quilter warf einen Blick auf die Finger, die seinen Arm festhielten und runzelte verwirrt die Stirn. »Doktor, ich mag nicht ...« Er riß sich blitzschnell los und schlug mit der Handkante nach Ransom, der auf diesen Trick vorbereitet war. Ransom wich zur Seite aus und ramnte ihm den Ellbogen zwischen die Rippen. Dann schwang er die Instrumententasche und ließ sie auf den Rücken des anderen herabsausen. Quilter setzte sich schwer auf den Betonfußboden und zerdrückte dabei den Pfauenschwanz. Im ersten Augenblick schien er wie betäubt zu sein. Dann rang

er sich ein verzerrtes Grinsen ab.

Nachdem Ransom auf diese Weise gezeigt hatte, daß er heute keinen Spaß vertrug, lehnte er sich an den Tankwagen und spülte die Hände mit dem herabtropfenden Wasser ab.

»Du mußt in Zukunft vorsichtiger sein, Quilter. Was hast du hier zu suchen?«

Quilter sah unschuldig zu ihm auf. Er erhob sich langsam, steckte den Kopf des Pfaus wieder unter seinen Gürtel und klopfte dann sorgfältig sein Hemd ab. »Lomax hat gesagt, ich soll Ihnen folgen und ihm alles erzählen, was Sie tun.«

»Interessant.« Ransom dachte darüber nach. Die Offenheit war nicht weiter erstaunlich. Wahrscheinlich hatte Lomax

ihm wirklich diesen Auftrag gegeben, aber Quilters Bemerkung hatte sicher noch etwas anderes zu bedeuten. »Lomax hat mich übrigens eingeladen, zu ihm zu ziehen«, sagte er und fügte absichtlich ironisch hinzu: »Dann arbeitest du für mich, Quilter.«

Quilter betrachtete ihn skeptisch und grinste dann nochmals. »Ich arbeite für Miß Miranda«, stellte er fest.

»*Das* klingt wesentlich vernünftiger.« Ransom beobachtete Quilters Gesicht, auf dem sich das Grinsen immer weiter ausbreitete, bis es schließlich daraus hervorbrach und zu einem Hohngelächter wurde. Die breiten Lippen zitterten förmlich, und die Warze auf der linken Backe tanzte auf und ab. Ransom fand

diese verzerrte Parodie eines menschlichen Wesens so abscheulich, daß er sich ruckartig umdrehte und rasch davonging. Gleichzeitig hoffte er, Quilter werde ihm in einiger Entfernung folgen und so Catherine Austen und den Zoo in Ruhe lassen.

»Ich wünsche euch beiden viel Glück«, rief er noch über die Schulter zurück. »Ihr habt eine Menge gemeinsam.«

Quilter starrte ihm mit plötzlich glasig gewordenen Augen nach und befingerte dabei völlig geistesabwesend den toten Pfau an seinem Gürtel. Dann schien er sich wieder gefaßt zu haben, denn er rief Ransom voll wütender Energie nach: »In Zukunft noch viel mehr, Doktor! Viel

mehr!«

Ransom ging langsam weiter und blieb kurze Zeit an der Einfahrt stehen, bevor er die Straße überquerte. Er lehnte sich gegen eine abgestorbene Platane und beobachtete die verlassenen Häuser. Quilters absurde Bemerkung, die selbst für ihn zu verrückt klang, ging ihm noch immer durch den Kopf. Unter anderen Umständen wäre Quilter bestimmt als erster vor den grotesken Folgerungen zurückgeschreckt, die sich daraus ergaben. Da er aber von dieser Möglichkeit durchaus überzeugt zu sein schien, konnte Ransom nur vermuten, Quilter habe diesmal seinen ohnehin beschränkten geistigen Horizont weit

überschritten. Vielleicht wurde der Junge allmählich wieder normal – ein Geisteskranker wäre vermutlich nie auf diese phantastische Idee gekommen.

Ransom folgte den Spuren, die Whitmans Tankwagen hinterlassen hatte. In den Gärten der leerstehenden Häuser brannten noch immer Abfallfeuer. Von der Stadt her zogen dunkle Rauchwolken über den Himmel, als sei irgendwo ein Öllager in Brand geraten. Die Sonne spiegelte sich in ungeputzten Fenstern. Vor Ransom klapperten Büchsen, als ein streunender Hund eine Mülltonne umwarf.

Auch die Rauchschwaden hielten die Sonne kaum ab, so daß Ransom das Gefühl hatte, der Boden unter seinen

Füßen werde immer heißer. Nachdem er eine Viertelstunde unterwegs war, bedauerte er heftig, keine Wasserflaschen mitgenommen zu haben. Der feine Staub, den er bei jedem Schritt aufwirbelte, setzte sich in Nase und Hals fest und machte jeden Atemzug zur Qual. Ransom lehnte sich gegen ein Auto am Straßenrand, massierte seinen schmerzenden Hals und überlegte, ob er in eines der Häuser einbrechen sollte.

Zwei oder drei Minuten später kam er an einer offenstehenden Haustür vorbei. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß niemand in seiner Nähe war, ging er langsam darauf zu. Durch die offene Tür sah er das Wohnzimmer und einen Teil der Küche. In der Diele stand ein Stapel

alter Pappkartons, daneben lag ein Koffer ohne Handgriff.

Ransom wollte eben über die Schwelle treten, als er das kleine Zeichen im Staub vor sich sah. Die ununterbrochene Linie, die fast an eine kindliche Darstellung eines Fisches erinnerte, war mit dem Stock gezogen worden, der noch daneben lag.

Ransom beobachtete die anderen Häuser. Das Zeichen schien erst vor wenigen Minuten entstanden zu sein, aber auf der Straße war kein lebendes Wesen zu sehen. Er gab sich einen Ruck und ging weiter.

Hundert Meter vor ihm verschwand eine dunkle Gestalt hinter einer Mauer. Ransom blieb stehen und wartete darauf,

daß der Mann wieder zum Vorschein kam. Er ging rascher weiter, blieb in der Straßenmitte und achtete nicht darauf, daß sich hinter ihm eine Tür öffnete. Von jetzt ab mied er absichtlich den Weg, den er mit Whitman gefahren war, sondern bog an der ersten Kreuzung nach links und gleich darauf nochmals nach rechts ab. Hinter ihm schwebten dicke Ascheflocken zu Boden und verdeckten seine Spuren.

Fünf Minuten später hörte er um sich herum die leisen Schritte der Männer, die ihm jetzt folgten. Sie hielten sich hinter Mauern, Hecken und Häusern verborgen und kreisten ihn allmählich von rechts und links ein. Ransom blieb horchend auf der Straße stehen, aber im

gleichen Augenblick waren auch die Schritte nicht mehr zu hören. Weit hinter ihm flammten neue Feuer in den Gärten auf.

Er ging rasch weiter und machte nur an den Kreuzungen kurz halt, um sich wieder zu orientieren. Obwohl er gut vorankam, schien Larchmont noch immer fast drei Kilometer jenseits der staubbedeckten Dächer zu liegen, als hätten ihn seine unsichtbaren Verfolger dazu gebracht, einen weiten Kreis zu beschreiben. Während er darüber nachdachte, weshalb sie ihm überhaupt folgten, fiel ihm Catherine Austens Vermutung ein – vielleicht waren die gestrandeten Fischer wirklich auf der Suche nach einem Prügelknaben, den sie

für ihr Unglück verantwortlich machen konnten?

Ransom ging langsamer, um wieder zu Atem zu kommen, und sammelte dann seine Kräfte für eine letzte verzweifelte Anstrengung. Er begann zu rennen, bog willkürlich nach rechts oder links ab und schlug zwischen den abgestellten Wagen rasche Haken, um seine Verfolger dadurch irrezuführen. Zu seiner Erleichterung schienen sie tatsächlich zurückzubleiben. Er bog nochmals in die nächste Seitenstraße ab und stellte erst dann fest, daß er in eine Sackgasse geraten war.

Als er auf dem gleichen Weg zurückeilte, sah er zwei schwarzgekleidete Gestalten durch eine

Bresche in einer zertrümmerten Gartenmauer klettern. Er rannte weiter durch den weißen Staub, der hier die Gehsteige bedeckte, aber die Straße vor ihm füllte sich plötzlich mit Männern, die wie Akrobaten über die Wagen sprangen. Vor ihm lag ein großes Netz auf dem Gehsteig, das plötzlich hochschnellte und ihm den Weg versperrte. Ransom wich gerade noch rechtzeitig aus und kletterte zwischen zwei geparkten Autos hindurch. In der Straßenmitte wurde er von fünf oder sechs Männern eingekreist, die Netze zwischen sich ausgebreitet hielten und gespannt seine Füße beobachteten. Ihre schwarzen Sergejacken waren grau vor Asche.

Ransom versuchte die Einkreisung zu durchbrechen, indem er die beiden kleinsten Männer plötzlich anrampelte und beiseite stieß. Dann legte sich ein Netz wie ein schwerer Schal über sein Gesicht. Er konnte sich noch einmal freimachen, verwickelte sich aber dann in den geteerten Maschen, die von allen Seiten wie Lassos über ihn geworfen wurden. Als er fiel, drängten die Fischer näher heran und fingen ihn auf, bevor er den Boden berührte. Ransom wurde wie ein riesiger Fisch in Netze gewickelt und von einem Dutzend sehniger Arme in die Luft gehoben, als solle er der Sonne zum Opfer dargeboten werden. Er zerrte verzweifelt an den engen Maschen, rief den Männern irgend etwas Sinnloses zu

und sah noch einmal, wie blaß und hager die Gesichter unter den schwarzen Kappen waren. Dann folgte eine wilde Jagd quer über die Straße, und Ransoms Schultern berührten den Boden. Als er wieder hochgerissen wurde, stieß er mit dem Kopf gegen die Stoßstange des nächsten Autos.

In dem ungewissen Zwielficht schienen die gewölbten Planken sich über seinem Kopf wie die Rippen eines riesigen gestrandeten Wals zusammenzuschließen. Ransom lag auf einer alten Matratze, zählte die breiten Planken und bildete sich einen Augenblick lang tatsächlich ein, im Inneren eines seltsamen Leviathans

gefangen zu sein, der irgendwo am Strand verrottete. Zwischen den Planken waren die Kielplatten noch intakt, so daß der ehemalige Laderaum als Verlies dienen konnte. Ransom wurde langsam klar, daß er sich an Bord eines alten Trawlers befinden mußte, der im Schiffsfriedhof am Fluß lag. Außen am Rumpf führten verrostete Eisenleitern nach oben, und die Bodenplanken des Laderaums waren mit Metallteilen und Bruchstücken der Schiffsausrüstung übersät. Die tiefstehende Nachmittagssonne warf ihr letztes Licht schräg ins Innere dieses traurigen Wracks.

Ransom stützte sich auf einen Ellbogen und betastete vorsichtig die große Beule

auf seiner Stirn. Er erinnerte sich daran, wie die Netze ihn von allen Seiten eingekreist hatten, als seien die Fischer in Wirklichkeit Stierkämpfer, die aus ihrer Arena herbeigeeilt waren, um diesen riesigen Fisch zu überwältigen, der sich plötzlich draußen im Staub herumwarf. Er war halb bewußtlos zu den Docks geschleppt und in den Laderaum des Trawlers geworfen worden. Durch ein klaffendes Loch im Rumpf sah er das Dach eines Lagerhauses, über dem zwei Kräne aufragten. Es roch deutlich nach Teer und Farbe.

Hinter ihm erhob sich das Achterdeck des Trawlers wie eine steile Felsklippe vor dem dunklen Himmel. Zwei

Rettungsringe hingen wie leere Augen an der Reling zu beiden Seiten des Steuerhauses. Aus der darunterliegenden Kabine drang ein schwacher Lichtstrahl. Die Fischer waren wieder verschwunden, aber eine einzelne Gestalt patrouillierte auf dem Deck mit einem Bootshaken in der Hand.

Ransom richtete sich in eine kniende Stellung auf. Er wischte sich die Hände an der Matratze ab. Der Trawler hatte in einem schlammigen Dock gelegen, und der Schlamm war durch die Schweißnähte der Kielplatten gesickert, als das Boot allmählich tiefer sank. Die schwärzlichen Haufen lagen wie Lavaklumpen auf dem schrägen Boden. Ransom erhob sich schwankend, wobei

sein Kopf wegen der erlittenen leichten Gehirnerschütterung heftig dröhnte, und tastete sich vorsichtig durch den halbdunklen Laderaum. Er blieb am Mast stehen und horchte nach draußen, ohne mehr als einige leise Geräusche unterscheiden zu können, deren Ursprung weiterhin unklar blieb. Der Wachhabende stand unbeweglich im Heck und beobachtete die dichten Rauchschwaden, die von Mount Royal her trög über den Himmel zogen.

Die undeutlichen Geräusche kamen näher, wurden zu raschen Schritten vieler Männer. Ransom streckte sich wieder auf der Matratze aus. Die Schritte bewegten sich am Lagerhaus vorbei auf den Kai zu, dann polterte eine

Gruppe von etwa zehn Fischern die Gangway herauf. Zwischen den Männern hing ein Netz, in dem ein großes Bündel lag. Die Fischer lehnten sich über das Geländer und ließen das Netz langsam herab, bis es dicht über der Matratze hing. Dann öffneten sie es mit einem kurzen Ruck, so daß der Bewußtlose auf die Matratze fiel.

Der Bootsmann, unter dessen Führung die Jäger standen, beugte sich über das Geländer und betrachtete die letzte Beute. Er war untersetzt, breitschultrig, etwa dreißig Jahre alt und unterschied sich von seinen Kameraden durch eine blonde Haartolle über dem plumpen Gesicht. Ransom schloß die Augen, als schlafe er fest. Dicht neben ihm stöhnte

der Landstreicher leise vor sich hin.

Der Blonde nickte seinen Männern zu. Sie holten ihre Netze ein und schlangen sie über die Schultern.

Die Tür des Steuerhauses öffnete sich, so daß der Lichtstrahl einer Laterne aufs Deck fiel. Ein großer hagerer Mann mit sonnengebräuntem Gesicht trat langsam ins Freie und sah sich forschend um. Sein schwarzer Anzug war bis zum Hals zugeknöpft, so daß Oberkörper und Arme noch länger wirkten.

»Jonas!« Der Blonde ging rasch zu ihm hinüber und wollte die Tür schließen.

»Fürchte dich nicht vor dem Licht, Saul.« Der hagere Mann stieß seinen Arm beiseite. Nach einer kurzen Pause schloß er selbst langsam die Tür und

ging nach vorn zu seinen Männern. Er nickte ihnen nacheinander gewichtig zu, als sei er mit ihrer Anwesenheit auf seinem Achterdeck einverstanden. Die Männer erwiderten sein Nicken und griffen dabei unsicher nach den Netzen über ihren Schultern, als seien sie sich darüber im klaren, daß sie eigentlich bereits wieder unterwegs sein sollten, um neue Beute zu machen. Nur der blonde Saul schien sich gegen die Autorität des anderen auflehnen zu wollen. Er blieb ständig dicht hinter Jonas und trommelte unruhig mit den Fingern auf der Reling, als suche er etwas, worüber er sich beschweren könne.

Jonas überquerte das Deck und blieb

am vorderen Luk stehen. Sein Gesicht war von Wind und Wetter gegerbt und schien in der Sonne völlig ausgetrocknet zu sein. Als er in den Laderaum sah, erkannte Ransom die seltsam zurückweichende Stirn und die breiten Backenknochen sofort wieder. Seine Augen hatten den überintensiven Ausdruck eines halbgebildeten Wanderpredigers, der ständig unter der Notwendigkeit leidet, Nahrung und Unterkunft finden zu müssen.

Er nickte befriedigt, als er Ransom und den betrunkenen Landstreicher sah. »Gut. Wieder zwei, die uns auf der Suche helfen können. Nehmt eure Netze und geht weiter durch die Straßen. In den beiden kommenden Nächten könnt ihr

noch manchen guten Fang machen.«

Die Männer schienen den Befehl ausführen zu wollen, aber der blonde Bootsmann rief: »Jonas! Wir können die alten Männer jetzt nicht brauchen!« Er wies mit einer verächtlichen Handbewegung auf den Laderaum. »Alles nur toter Ballast der uns behindert!« Er sprach noch einige Zeit weiter, während Jonas unbeweglich mit gesenktem Kopf zuhörte, als müsse er eine innere Nervosität mühsam beherrschen. Die Männer setzten sich wieder und sprachen leise miteinander. Einige schienen Sauls Beschwerde zu unterstützen, denn sie nickten zustimmend, aber andere schüttelten zweifelnd den Kopf und sahen mehrmals

unsicher zu Jonas hinüber, dessen geistige Überlegenheit sie anzuerkennen schienen.

»Saul!« warf der hagere Captain schließlich ein, nachdem er lange mit schlecht verhehlter Ungeduld zugehört hatte. Ransom fiel auf, daß er seine großen schmalen Hände wie ein Schauspieler gebrauchte. Er sah die Brücke offenbar als Bühne an, auf der er endlich eine Hauptrolle spielen konnte. »Saul, wir weisen niemand ab. Alle brauchen jetzt unsere Hilfe. Denk daran, daß es dort draußen nichts anderes mehr gibt.«

»Aber, Jonas ...«

»Saul!«

Der blonde Bootsmann gab auf und

nickte wortlos. Als die Männer über die Gangway von Bord gingen, sah er Jonas noch einmal vorwurfsvoll an, folgte dann aber schweigend seinen Leuten.

Jonas starrte den schwarzen Gestalten nach, die im Halbdunkel zwischen den Lagerhäusern untertauchten. Dann ging er auf der Brücke des Wracks auf und ab, blieb wieder stehen und sah zu den Rauchschwaden über der Stadt auf.

Neben Ransom stöhnte der alte Landstreicher auf seiner Matratze und betastete eine blutende Platzwunde am Hinterkopf. Von Zeit zu Zeit schien er bei Bewußtsein zu sein, versank dann aber wieder in einen Dämmerzustand und starrte mit wilden, traurigen Augen zum Himmel hinauf.

Ransom erhob sich und tastete sich durch den Laderaum. Jonas erschien über ihm und winkte ihn näher heran. Der Captain lächelte Ransom zu, als habe er nur darauf gewartet, daß sein Gefangener erwachte. Er rief den Posten heran und ließ ihn eine Leiter in den Laderaum stellen.

Ransom kletterte mühsam bis fast zum Geländer hinauf. Dann beugte Jonas sich vor und faßte ihn unter den Achseln. Er zog Ransom zu sich an Deck und drückte ihn dort in eine sitzende Stellung.

Ransom zeigte nach unten auf den Landstreicher. »Er ist verletzt. Können Sie ihn heraufholen lassen? Ich bin Arzt und möchte ihn versorgen.«

»Selbstverständlich.« Jonas gab dem

Posten einen Wink. »Du kletterst hinunter und hebst ihn hoch, bis ich ihn zu fassen bekomme.« Er hielt die Leiter fest und sagte dabei zu Ransom: »Sie sind also Arzt? Ausgezeichnet. Sie kommen mit uns, denn wir brauchen jeden auf unserer Suche.«

Ransom lehnte sich gegen die Reling und spürte, daß sein Kopf allmählich klarer wurde. »Welche Suche meinen Sie? Wonach wollen Sie suchen?«

»Nach einem neuen Fluß.« Jonas machte eine unbestimmte Handbewegung, die den ganzen Horizont umfaßte. »Irgendwo dort draußen. Mein Bootsmann sagt den anderen, sie sollen über mich lachen, aber ich habe ihn gesehen!« Er schien seine Prahlerei fast

selbst zu glauben.

Von der Straße her ertönten wieder viele rasche Schritte. Ransom hörte sie näherkommen. Er wartete ungeduldig, während der Posten mit einem Netz über der Schulter in den Laderaum stieg. Innerhalb der nächsten Minute war jede Chance zur Flucht vorbei. Drei Meter vor ihm lag die Gangway.

Neben dem Lagerhaus begann eine schmale Gasse, die auf die Hauptstraße führen mußte.

Jonas lehnte sich über das Geländer, wobei sein Körper wie ein Taschenmesser abknickte. Der Landstreicher war in das Netz eingehüllt, und Jonas streckte seine langen Arme aus und hob ihn zu sich

herauf, als sei er ein Fischer, der einen gewaltigen Fang an Land zog.

Ransom stand auf, als wolle er ihm dabei helfen, drehte sich jedoch rasch um und rannte auf die Gangway zu. Als die Bretter unter seinen Füßen schwankten, rief Jonas ihm etwas nach. Er schien ihn vor einem folgenschweren Irrtum bewahren zu wollen, aber Ransom hatte inzwischen den Kai erreicht und bog in die dunkle Gasse ab.

Hinter dem Lagerhaus sah er die Fischer auf dem Rückweg zum Schiff. In den Netzen zwischen ihnen hing ein Mann, der sich noch immer heftig zur Wehr setzte. Der blonde Bootsmann marschierte an der Spitze der kleinen Gruppe. Als er Ransom sah, nahm er

sofort die Verfolgung auf.

Ransom rannte weiter an den Häusern entlang, aber Saul hatte ihn schon nach dreißig Meter Strecke eingeholt. Da er Ransom nicht festhalten konnte, trat er nach seinen Füßen, um ihn so zu Fall zu bringen.

Plötzlich tauchten zwei schwarze Gestalten hinter einem Auto auf und stürzten sich mit gefletschten Zähnen auf den Bootsmann. Ransom rannte keuchend zwanzig Meter weiter und blieb dann an einen anderen Wagen gelehnt stehen, während die beiden Schäferhunde noch immer knurrend an Saul hochsprangen und nach seinen Fäusten schnappten.

»Doktor! Hierher!«

Ransom drehte sich um und erkannte Quilter, an dessen Gürtel noch immer der tote Pfau hing. Der Junge zeigte die Straße entlang und setzte sich in Bewegung. Ransom ließ die kläffenden Hunde hinter sich und folgte hinkend Quilter, dessen prächtige Schleppe den Staub an seinen Fersen aufwirbelte.

Da er in dem Gewirr der engen Straßen und Gassen bald die Orientierung verloren hatte, hielt er sich dicht an Quilter. Trotzdem verlor er ihn einige Male aus den Augen, als der Junge Gartenzäune überkletterte und dabei in den dichten Rauchschwaden der Abfallfeuer verschwand.

Schließlich kletterten sie über eine niedrig Brüstung in das ausgetrocknete

Flußbett hinunter, wo Ransom weit links von sich die Straßenbrücke erkannte. Vor ihnen am Wasser stand Philip Jordan in seinem Boot auf eine Stange gelehnt und beobachtete aufmerksam das höhergelegene Ufer. Quilter ging rasch auf ihn zu.

Ransom folgte ihm den Abhang hinab, blieb aber kurz bei einem gestrandeten Leichter stehen. Die Sonne versank bereits am westlichen Horizont, und die Rauchschwaden schienen dunkler und zahlreicher geworden zu sein, aber das Flußbett strahlte noch immer fast geisterhaft weiß.

»Ransom! Schneller, Doktor! Sie können sich später ausruhen.«

Als Philip Jordan ihn so barsch anrief,

drehte Ransom sich erstaunt nach ihm um. Die Verbindung zwischen Quilter, dem grotesken Kaliban seiner Alpträume, und dem jungen Ariel des Flusses war ihm unbegreiflich und nicht ganz geheuer. Er gab sich einen Ruck und ging zum Boot hinunter, wo seine Füße am Wasser im Schlamm einsanken. Philip Jordan beobachtete ihn ungeduldig und forderte ihn mit einer herrischen Geste auf, endlich einzusteigen, weil er fahren wollte.

Quilter saß allein im Heck und glich einem im Wasser treibenden Buddha, dessen Gesicht im Widerschein der öligen Oberfläche durch unzählige Flecken entstellt war. Als Ransom seinen Platz eingenommen hatte, stieß

Quilter zwei schrille Pfiffe aus, deren Echo von der Brüstung zurückgeworfen wurde. Einer der Hunde erschien auf der Stützmauer, sprang in den Staub hinunter und rannte auf das Boot zu. Er setzte mit wehendem Schwanz über Ransom hinweg, drängte sich dicht an Quilter und winselte in die beginnende Abenddämmerung hinaus. Quilter wartete und beobachtete weiter das Ufer. Dann runzelte er kurz die Stirn. Der Schäferhund jaulte nochmals leise. Quilter nickte Philip Jordan zu, und dann zerteilte der Bug des Skiffs rasch die dunkel spiegelnde Oberfläche, während der Pfauenschweif wie ein juwelenbesetztes Segel über dem Kielwasser hing.

Fünf Kilometer vor ihnen stieg die Silhouette der Stadt aus der Abenddämmerung auf, die allmählich alle Lücken schloß. Mount Royal schien sich in einen feuerspeienden Vulkan verwandelt zu haben, dessen Krater immer wieder neue Rauchschwaden ausstießen.

Nach einer Nacht voll Lärm und Gewalttätigkeiten begann Ransom am nächsten Morgen mit seinen Vorbereitungen zur Abfahrt. Als die letzten Schüsse endlich kurz vor Tagesanbruch verhallten, schlief er auf der Couch im Wohnzimmer ein, ohne sich weiter um das ausgebrannte Haus auf der anderen Straßenseite zu kümmern, obwohl dort noch immer Funken wie Glühwürmchen durch die Nacht flogen.

Er war erst nach sieben Uhr abends völlig erschöpft nach Hause gekommen,

nachdem Quilter und Philip Jordan ihn vor den Fischern gerettet hatten. Larchmont war ruhig und friedlich. Von Zeit zu Zeit tauchten auf der Straße Fackeln auf, wenn Johnstones Miliz ihren Rundgang machte. Die Männer schlossen methodisch sämtliche Türen der verlassenen Autos und löschten die Abfallfeuer in den umliegenden Gärten. Nur in Lomax' Villa waren die Fenster hell erleuchtet.

Ransom ließ die Badewanne volllaufen, kniete davor nieder und trank langsam aus der hohlen Hand. Dann massierte er Gesicht und Hals in dem abgestandenen Wasser. Er dachte an Philip Jordan und Quilter, zwischen denen es zu einem seltsamen Einverständnis gekommen zu

sein schien. Allein diese Tatsache entfremdete ihm Larchmont mehr als Jonas und seine Fischer, die nur nach einem phantastischen Fluß Ausschau hielten. Als er aus dem Boot gestiegen war, hatte er Philip Jordan anzusprechen versucht, aber der junge Mann war seinem Blick ausgewichen. Er hatte wortlos seine Stange ins Wasser gestoßen und das Boot rasch davongestakt, so daß Ransom verwirrt am Ufer zurückblieb und dem ungleichen Paar nur sprachlos nachstarren konnte.

Ransom blieb über eine Stunde in der Badewanne und beschloß dabei, Larchmont endgültig zu verlassen, sobald er sich wieder erholt hatte. Das lauwarme Wasser beruhigte ihn, und er

schief schon fast, als er plötzlich in weiter Ferne eine gedämpfte Explosion hörte und unmittelbar darauf eine riesige Feuersäule zum Himmel schießen sah. Der Feuerschein beleuchtete das Bad taghell und warf Ransoms Schatten an die Wand, als er aus der Wanne stieg. Er ging ans Fenster und beobachtete den Brandherd, über dem eine dunkle Rauchwolke lag. Als das Feuer nach wenigen Minuten merklich schwächer wurde, erkannte er die Umrisse einer kleinen Lackfabrik in der Nähe des Zoos.

Dann folgte eine bedrückende Stille. Ransom zog sich an und starrte weiter aus dem Fenster. Johnstones Haus blieb ruhig, aber in Lomax' Villa schien

hektische Betriebsamkeit zu herrschen. In der Veranda und an sämtlichen Fenstern bewegten sich Lichter. Jemand trat mit einem riesigen Kerzenleuchter auf das flache Dach hinaus und hielt ihn hoch, als wolle er die Sterne inspizieren. Fackeln wurden über den Rasen getragen, dann flammten immer mehr Öllampen auf, bis das ganze Haus wie in Scheinwerferlicht getaucht war.

Ransom saß in der Küche bei einem kümmerlichen Abendessen aus der Dose, als das Brillantfeuerwerk in Lomax' Garten begann. Ein Dutzend Raketen stieg über dem Haus auf und explodierte in sämtlichen Regenbogenfarben. Gigantische Wunderkerzen, die an den Bäumen im

Park hingen, verdrängten die Dunkelheit mit ihrem rosigen Licht und setzten einen Teil der verdorrten Hecke in Brand. Ransom glaubte Lomax und seine Schwester auf dem Dach des Hauses zu erkennen.

Nach dem ersten wütenden Krescendo dauerte die Vorstellung noch etwa zehn Minuten, während eine Rakete nach der anderen in der Dunkelheit über der Stadt explodierte und erlosch. Ransom konnte nur Vermutungen über den Zweck dieser Demonstration anstellen. Zeitpunkt und Extravaganz des Feuerwerks schienen jedoch zu beweisen, daß Lomax vor allem die Aufmerksamkeit aller auf sich lenken wollte, die sich jetzt vielleicht noch in den menschenleeren

Außenbezirken der Stadt verborgen hielten.

Während Ransom die Raketen zischend aufsteigen und krachend explodieren hörte, fiel ihm plötzlich auf, daß die Echos immer lauter wurden. Dann begannen die Fenster unter Detonationen zu klirren, die nur von wirklichen Sprengstoffen hervorgerufen worden sein konnten. Das Feuerwerk wurde sofort eingestellt, und die Lichter in Lomax' Villa erloschen schlagartig. Auf dem Rasen brannten einige Kanister aus.

Draußen ertönten wieder Schüsse. Sie näherten sich allmählich Larchmont und fielen in Abständen von zehn oder mehr Sekunden, als schieße nur eine einzelne Waffe. Ransom ging ins Freie hinaus.

Eine Kugel summete zwanzig Meter über seinen Kopf hinweg und schlug irgendwo ein. Reverend Johnstones Jeep raste unbeleuchtet die Avenue entlang und blieb an der Ecke stehen. Drei Männer sprangen heraus, hielten ihre Gewehre schußbereit und rannten auf die Kirche zu.

Als Ransom ihnen wenige Minuten später folgte, hörte er zu seinem Erstaunen, daß aus der Kirche lautes Orgelspiel drang, das die Schüsse zeitweise übertönte. Ransom blieb hinter den Bäumen versteckt und beobachtete zwei von Johnstones Männern, die neben einem umgestürzten Auto knieten und von dort aus das Kirchenportal unter Feuer nahmen. Als sie zurückgetrieben

wurden, überquerte er die Straße und versteckte sich in einem leerstehenden Haus. Die Orgel spielte weiter, während aus der Umgebung der Kirche noch immer Schüsse fielen. Ransom sah den blonden Saul mit einem Gewehr in der Hand vor dem Portal, wo er seinen Leuten den Befehl erteilte, sich zwischen die Wagen zurückzuziehen. Die anderen Fischer waren unbewaffnet, hatten aber unterwegs Zaunlatten abgerissen und Stöcke aufgelesen.

Ransom wartete, bis sie endgültig verschwunden waren, und schlich dann durch die Gärten näher an die Kirche heran. Vom Straßenrand aus konnte er durch die geöffnete Doppeltür ins Innere sehen. Die Orgel war verstummt, aber

Jonas stand jetzt auf der Kanzel und sprach eindringlich auf die drei Männer ein, die in der ersten Reihe saßen. In dem schwachen Lichtschein einer einzelnen Öllampe schien sein Gesicht vor Fieber zu glühen, während er mit heiserer Stimme die Schüsse zu übertönen versuchte.

Einer der Männer stand auf und verließ die Kirche. Kurze Zeit später züngelten an der Außenwand des Glockenturms lange Flammen empor. Auch die Empore mit der Orgel brannte plötzlich, dann war das ganze Schiff in dichten Rauch gehüllt. Die hagere Gestalt auf der Kanzel verschwand in diesen Schwaden, aber die beiden anderen Männer rannten mit gesenkten Köpfen ins Freie.

Ransom sah ihnen nach, wartete noch einige Sekunden und überquerte dann rasch die Straße. Inzwischen stand das gesamte Kirchenschiff in hellen Flammen, während bereits die ersten Balken und Dachsparren funkensprühend nach unten stürzten. Als Ransom auf die Sakristeitür zurannte, sah er den blonden Bootsmann aus dem Hauptportal eilen. In der rechten Hand hielt er den abgebrochenen Schaft eines langen Fischhakens. Er blieb in der Straßenmitte stehen, betrachtete die brennende Kirche noch ein letztesmal wie eine triumphierender Harpunier, der seine Beute in flammenden Wogen untergehen sieht, und verschwand dann mit einem breiten Grinsen in der

Dunkelheit.

Ransom hielt sich schützend die Hände vors Gesicht, als er durch die kleine Tür der Sakristei in den Innenraum der Kirche trat. Von der Decke fielen glühende Holzstücke herab und setzten die Gebetbücher auf den Bänken in Brand. Überall flammten und rauchten große Benzinlachen. Auch der Altar war mit Benzin oder Petroleum übergossen und angezündet worden.

Jonas lag bewußtlos in der Kanzel, so daß seine langen Arme und Beine über den Rand hinausragten. Er trug jetzt einen seltsamen Kopfschmuck, denn auf seinen Schläfen saß fest der abgetrennte Kopf eines riesigen Fisches aus dem Störbecken im Zoo. Die Metallspitze des

Fischhakens, den Ransom in Sauls Hand gesehen hatte, steckte tief in dem Fischkopf. Als Ransom Jonas aus der brennenden Kanzel zog, fiel ihm der Kopf wie eine groteske Silbermitra in die Arme.

Ransom zerrte den Bewußtlosen hinter sich her durch die Sakristei ins Freie. Dort legte er ihn zwischen die Gräber im Friedhof und wischte ihm das Fischblut aus dem zerschlagenen Gesicht. Jonas richtete sich plötzlich auf und umklammerte Ransoms Arm. Seine Lippen bewegten sich schweigend, als müsse er jetzt den Rest seiner Predigt loswerden, während er Ransom im Lichtschein der brennenden Kirche anstarrte.

Dann versank er in tiefen Schlaf und atmete wieder ruhiger. Als seine Männer entlang der Straße zurückkehrten, ließ Ransom ihn allein und machte sich auf den Weg nach Hause.

Ransom blieb noch eine Stunde lang an einem Fenster im ersten Stock seines Hauses und beobachtete die Straße, auf der in unregelmäßigen Abständen weitere Schüsse fielen. Gelegentlich klangen sie beruhigend weit entfernt, dann knallte es wieder ganz in der Nähe. Einmal hörte er laute Stimmen auf der Avenue und sah einen Mann mit zwei Gewehren in der Hand vorbeilaufen, während eine größere Gruppe vor dem Haus des Reverend Johnstone Autos

auffuhr, um den Gehsteig zu sperren. Dann ließ der Lärm wieder nach.

Während einer dieser Pausen, in der Ransom nach unten gegangen war, um zu schlafen, wurden die beiden Häuser auf der anderen Straßenseite in Brand gesteckt. Die Flammen beleuchteten die ganze Straße und schienen hell durch die Wohnzimmerfenster. Als die Dachstühle krachend zusammenstürzten, tauchten zwei von Johnstones Männern bei den Häusern auf, wichen aber vor der unerträglichen Hitze rasch wieder zurück.

Ransom starrte aus dem Fenster und entdeckte auf dem Rasen zwischen den Häusern eine untersetzte Gestalt, die das Feuer gespannt zu beobachten schien.

Daneben trabte eine große Katze unruhig an einer Leine auf und ab, drehte nervös den schlanken Kopf von einer Seite auf die andere und duckte sich dann wieder sprungbereit, als habe sie irgendwo eine Beute erspät.

Als Ransom gegen Mittag aus einem bleischweren Schlaf erwachte, herrschte wieder Ruhe auf den Straßen. Schräg gegenüber auf der anderen Seite der Avenue standen die ausgebrannten Häuser, deren verkohlte Dachbalken sich über rauchgeschwärzten Mauern erhoben. Ransom ging in die Küche, machte sich eine Tasse Kaffee und aß etwas Salat. Fünf Minuten später verließ er das Haus und sah einen großen

Lastwagen in Johnstones Einfahrt stehen.

Ransom ging darauf zu und beobachtete dabei die leerstehenden Häuser an beiden Seiten der Straße. Larchmont verwandelte sich allmählich in eine Wüstensiedlung, deren verlassene Wachttürme und Gebäude unter einem wolkenlosen Himmel zu weißen Trümmerhaufen wurden. Rechts und links standen lange Autoreihen, auf denen sich die Asche der unzähligen Abfallfeuer zu einer fingerdicken Schicht angesammelt hatte. Verdorrte Bäume und ausgetrocknete Hecken ragten wie blutlose Gespenster unter in heißen Himmel auf. Über der Stadt hingen dichtere Rauchwolken als am Vortag, denn nun schienen an zwanzig

oder dreißig Stellen zugleich Großfeuer zu wüten, die niemand einzudämmen versuchte.

Der Lastwagen vor Johnstones Haus war bis zum Dach mit Campingbedarf und Lebensmittelkisten beladen. Quer über den Sitzen auf der Ladefläche lag eine Schrotflinte. Edward Gunn kniete an der hinteren Stoßstange und kuppelte eben einen kleinen zweirädrigen Wasseranhänger an. Er nickte Ransom zu, nahm die Schrotflinte von der Sitzbank und steckte seine Schlüssel ein, während er die Einfahrt hinaufging.

»Da! Schon wieder!«

Er zeigte auf den Dunst über der Stadt. Weiße Rauchwolken türmten sich über den Dächern auf, dann zuckten lange

Flammenzungen empor, die in dem heißen Sonnenlicht fast farblos waren. Das Prasseln des Feuers war nicht zu hören, aber Ransom hatte trotzdem den Eindruck, das brennende Haus sei nur wenige hundert Meter von ihnen entfernt.

»Fahren Sie jetzt ab?« fragte Ransom.

Gunn nickte. »Am besten kommen Sie gleich mit, Doktor.« Er wischte sich mit dem Handrücken über die Stirn. »Wir haben hier nichts mehr verloren. Gestern nacht haben sie die Kirche angezündet.«

»Vielleicht war das nur ein unglücklicher Zufall.«

»Nein, Doktor«, versicherte Gunn ihm. »Sie haben gestern die Predigt gehört und sind deshalb nachts zurückgekommen. Nur das haben sie uns

noch gelassen.« Er wies auf den zweiten Lastwagen, der weiter oben in der Einfahrt beladen wurde. Dahinter lag ein großes Motorboot auf dem Anhänger. Mittschiffs war Johnstones teilweise angekohlte Kanzel festgezurt, die wie eine Schiffsbrücke über der Bordwand aufragte. Frances und Vanessa Johnstone standen neben dem Anhänger.

Ihr Vater kam aus dem Haus und trug ein frisch gereinigtes Chorhemd über dem Arm. Er war mit kniehohen Lederstiefeln, Cordsamthosen und einer Tweedjacke ausgerüstet, als befände er sich im Aufbruch zu einer anstrengenden Missionssafari ins Innere eines unwegsamen Kontinents. Johnstone blieb vor der Tür stehen und rief mit heiserer

Stimme: »Fertigmachen! Alles an Bord!«

Julia, die älteste der drei Töchter, trat auf Ransom zu. »Vater spielt bereits den alten Seebären«, sagte sie lächelnd. Sie nahm Ransoms Arm und sah ihm mit ihren hellgrauen Augen ernst ins Gesicht. »Wie steht es mit Ihnen, Charles? Kommen Sie mit uns? Vater«, rief sie zu Johnstone hinüber, »findest du nicht auch, daß wir einen Schiffsarzt brauchen könnten?«

Der Reverend nickte geistesabwesend und verschwand wieder im Haus. »Sybil, wir müssen jetzt fahren, Liebste!« Er blieb im Flur stehen, sah sich noch einmal um und starrte die zugedeckten Polstermöbel an, neben

denen sich überflüssige Bücher auf dem Fußboden stapelten. Einen Augenblick lang schien er unsicher zu werden, murmelte dann etwas vor sich hin und gab sich einen Ruck.

Ransom stand vor dem Boot. Julias Hand ruhte noch immer leicht auf seinem Arm. Vanessa Johnstone beobachtete ihn aufmerksam und behielt die schlanken Hände in den Taschen ihrer Hose. Obwohl die Sonne in den vergangenen Monaten jeden Tag geschienen hatte, war ihre Haut noch immer so weiß wie damals vor vier Jahren, als sie Ransoms Patientin gewesen war. Sie trug ihr schwarzes Haar wie viele Opfer der Kinderlähmung glatt auf die Schultern herabfallend, so daß der Mittelscheitel

die ovale Symmetrie ihres Gesichts betonte. Die Stütze an ihrem rechten Bein war unter der Hose verborgen, und sie schien nur wenig kleiner als ihre beiden Schwestern zu sein.

Ransom half ihr auf den Lastwagen.

»Leben Sie wohl, Charles«, sagte sie.
»Ich hoffe, daß bei Ihnen alles in Ordnung ist.«

»Schreiben Sie mich noch nacht ab.
Vielleicht komme ich doch mit.«

»Ja, natürlich.«

Gunn und seine Frau kamen langsam die Einfahrt herauf. Sie schleppten einen Weidenkorb und hoben ihn mühsam auf die Ladefläche. Ransom verabschiedete sich kurz von Sybil Johnstone und näherte sich dann der Haustür, wo der

Reverend nach seinen Schlüsseln suchte.

»Wünschen Sie uns alles Gute, Charles.« Johnstone schloß die Tür ab und ging neben Ransom her auf das Boot zu. »Passen Sie gut auf diesen verrückten Lomax auf.«

»Keine Angst, ich nehme mich vor ihm in acht. Das mit der Kirche tut mir wirklich leid.«

»Keine Ursache.« Johnstone schüttelte energisch den Kopf und schien sich bereits von dem ursprünglichen Schock erholt zu haben. »Es war schmerzlich, aber notwendig, Charles. Die Männer sind eigentlich gar nicht daran schuld. Sie haben nur getan, was ich ihnen befohlen habe – ›Gott verschaffte einen Wurm des Morgens, da die Morgenröte

anbrach; der stach den Rizinus, daß er verdorrte.««

Er sah zu der angekohlten Kanzel auf, starrte mit gerunzelter Stirn zu dem ausgetrockneten weißen Flußbett hinüber und beobachtete die Stadt und die dunklen Rauchscheiden. Der Wind hatte sich inzwischen gedreht und trieb den Rauch nach Norden.

»Wohin fahren Sie?« fragte Ransom.

»Zur Küste.« Johnstone schlug mit der flachen Hand an die Bordwand. »Wissen Sie, manchmal bin ich fast der Meinung, wir sollten die Herausforderung annehmen und statt dessen nach Norden fahren. Vielleicht wartet dort irgendwo ein großer Fluß auf uns – tiefes, klares Wasser zwischen grünen Wiesen und

großen Bäumen ...«

Ransom beobachtete die Abfahrt von der Straßenmitte aus und erwiderte den Gruß der Mädchen, die ihm noch einmal von der Ladefläche zuwinkten. Die beiden großen Lastwagen mit ihren Anhängern rollten langsam zwischen den geparkten Autos entlang, wendeten an der ersten Kreuzung und fuhren an der ausgebrannten Kirche vorbei.

Nachdem sie in eine Seitenstraße abgebogen waren, hörte Ransom nur noch Motorengeräusche, die rasch in der Ferne verklangen. Der Wind trieb leichte Rauchschwaden über die Straße, so daß sich das Sonnenlicht an lautlos zu Boden schwebenden Ascheflocken

brach. Die Stille war fast mit Händen zu greifen, und Ransom wurde plötzlich klar, daß er von jetzt ab vermutlich in Larchmont allein war, was er unbewußt von Anfang an beabsichtigt hatte.

Plötzlich hörte er ein leises Fauchen hinter sich. Ransom sah sich um und trat dann auf den Gehsteig zurück. Drei Meter von ihm entfernt stand ein ausgewachsener Gepard am Randstein und beobachtete ihn lauernd. Die große Katze streckte tastend die Krallen aus, während sie sich zum Sprung zu ducken schien.

»Doktor ...« Quilter hatte sich bisher hinter einem Baum verborgen gehalten und kam erst jetzt zum Vorschein. In der linken Hand hielt er eine Stahlkette, die

zum Halsband des Geparden führte. Er betrachtete Ransom mit schlecht verhehlter Ironie, schien aber mit seiner Reaktion nicht ganz zufrieden zu sein.

»Was willst du?« fragte Ransom und bemühte sich, so ruhig wie möglich zu sprechen. Der Gepard kam näher, duckte sich noch tiefer und ließ Ransom nicht aus den Augen. Ransom erkannte, daß er sich in Sprungweite der Katze befand und machte deshalb keine Bewegung, sondern erwiderte nur den Blick. Dabei fragte er sich, welches Spiel Quilter mit diesem gefährlichen Raubtier spielte. »Ich habe viel zu tun, Quilter, und kann keine Zeit mehr vergeuden.«

Er wollte sich abwenden. Der Gepard kniff die Augen zusammen, als sei er

Schiedsrichter in einem Wettbewerb und habe eben einen Regelverstoß wahrgenommen.

»Doktor ...« Quilter grinste breit und ließ achtlos die Kette aus der Hand gleiten, die klirrend in den Straßenstaub fiel.

»Quilter, du verdammter Idiot!« Ransom beherrschte sich mühsam und suchte nach einem unverfänglichen Gesprächsthema. »Wie geht es eigentlich deiner Mutter, Quilter? Ich wollte sie schon lange wieder einmal besuchen.«

»Mutter?« Quilter starrte Ransom zunächst verständnislos an. Dann kicherte er vor sich hin, als finde er diesen Appell an alte Gefühle amüsant. »Doch nicht jetzt, Doktor ...«

Er nahm das Ende der Kette auf und riß den Geparden mit einem kurzen Ruck zu sich heran. »Kommen Sie mit«, sagte er zu Ransom. »Miß Miranda will Sie sprechen.«

Ransom ging hinter ihm her durch das Tor. Auf dem verdorrten Rasen lagen ausgeglühte Kanister und die Drahtskelette der Feuerwerksräder. Einige Raketen waren an der Hauswand explodiert und hatten große schwarze Flecken hinterlassen.

»Mein lieber Charles ...« Richard Lomax empfing Ransom an der Treppe. Er hatte seinen weißen Seidenanzug gegen einen cremefarbenen vertauscht, der in der Sonne glitzerte und blitzte, als er zur Begrüßung die Arme hob. In

dieser Aufmachung wirkte er mit dem pomadeglänzenden Haar, dem rosigen Gesicht und der grellbunten Krawatte über der zweireihigen Weste wie ein phantastischer Clown oder Zeremonienmeister eines Karnevals der Verrückten. Obwohl Ransom noch ein Dutzend Schritte von ihm entfernt war, hob er die kurzen Arme, als wollte er ihn beruhigend umarmen. »Mein lieber Charles, man hat Sie schmäählich im Stich gelassen.«

»Meinen Sie die Johnstones?« Ransom blieb auf der untersten Stufe stehen. Hinter ihm hakte Quilter die Kette aus. Der Gepard raste davon und verschwand in den Büschen. »Sie haben die richtige Entscheidung getroffen, finde ich.«

»Unsinn!« Lomax winkte ihn zu sich heran. »Charles, Sie machen sich offenbar über irgend etwas Sorgen. Sie sind blaß und sehen schlecht aus. Hat Ihnen mein Feuerwerk nicht gefallen?«

»Nicht hundertprozentig, Richard. Ich fahre heute nachmittag.«

»Aber, Charles ...« Lomax zuckte mit den Schultern, machte jedoch keinen weiteren Versuch, ihn zum Bleiben zu überreden. Statt dessen lächelte er so gewinnend wie möglich. »Schon gut, wenn Sie unbedingt an dieser allgemeinen Verrücktheit teilnehmen müssen. Miranda und ich haben noch einiges vor. Und Quilter amüsiert sich herrlich.«

»Das ist mir bereits aufgefallen«,

stellte Ransom fest. »Ich bin aber in vieler Beziehung weniger begabt als er.«

Lomax warf den Kopf zurück und lachte schallend. »Ganz recht, gut beobachtet ... Ich weiß genau, was Sie meinen. Aber wir dürfen den guten alten Quilty trotzdem nicht unterschätzen.« Als Ransom sich wortlos umdrehte und davonging, rief er ihm nach: »Denken Sie daran, Charles – hier ist immer ein Platz für Sie reserviert!«

Ransom ging rasch die lange Auffahrt entlang. Quilter und der Gepard spielten in einer Ecke des Parks miteinander, blieben aber plötzlich unbeweglich stehen und starrten zu Ransom hinüber.

Als er an einem der reich verzierten Brunnen vorüberkam, dessen Becken mit

Laub und dürren Zweigen gefüllt war, trat Miranda Lomax dahinter hervor. Ihr weißes Haar fiel ungekämmt bis auf die Schultern des schmutzigen Bademantels, dessen Saum Staub und Asche vom Weg aufwirbelte. Als sie in das leere Becken starrte, erinnerte sie Ransom an eine wahnsinnige Ophelia, die nach einem Ruheplatz suchte.

Ihr kleiner Mund mit den allzu roten Lippen bewegte sich kaum, als sie ihn ansprach. »Auf Wiedersehen, Doktor«, sagte sie. »Ich weiß, daß Sie bald zurückkommen.«

Mit diesen Worten drehte sie sich um und verschwand zwischen den staubigen Büschen, ohne sich noch einmal nach Ransom umzusehen.

Die Straße nach Süden wand sich wie ein schmales graues Band durch die verbrannte Landschaft, über der eine unerträglich helle Sonne am Himmel stand. An beiden Straßenrändern lagen unzählige zertrümmerte und beschädigte Fahrzeuge, als habe sich hier eine motorisierte Armee in wilder Flucht aufgelöst. Verlassene Personautos und Lastwagen waren links und rechts in die Felder geschoben worden, um dem nachdrängenden Verkehr Platz zu machen. Ransom betrachtete die Szene von der Brücke aus und hatte dabei den

Eindruck, das sichtbare Straßenstück habe unter schwerem Artilleriebeschuß gelegen. Auf den Gehsteigen türmten sich herausgebrochene Randsteine kreuz und quer auf. Die Geländer der Brückenzufahrten waren an mehreren Stellen durchbrochen, wo Autos ins Flußbett gestürzt waren. Die Fahrbahn war mit Glassplittern und abgerissenen Chromstreifen übersät.

Ransom ließ den Wagen mit gedrückter Kupplung die Seitenstraße zum Fluß hinabrollen. Er hatte beschlossen, die Küste nicht auf der Straße zu erreichen, sondern mit dem Hausboot flußabwärts zum Meer zu fahren, um dort nach einer einsamen Insel zu suchen. Auf diese Weise wollte er dem Chaos auf den

Straßen entgehen und hoffte gleichzeitig, nicht wie die anderen am Strand um einen Fußbreit Boden kämpfen zu müssen. Vielleicht hatte er wirklich Glück und fand genügend Wasser, um bis zur Flußmündung fahren zu können. Auf dem Rücksitz seines Wagens lag ein großer Außenbordmotor, den er aus einem verlassenen Geschäft für Schiffsausrüstungen mitgenommen hatte. Er schätzte, daß die Fahrt zur Küste zwei oder drei Tage dauern würde.

Ransom bremste am Ende der Straße. Fünf Meter von seinem Hausboot entfernt lagen zwei ausgebrannte Autowracks auf den Dächern im Schlamm. Der Rauch aus ihren explodierten Benzintanks hatte die

Bordwand geschwärzt, aber das Boot schien zum Glück unbeschädigt zu sein. Er schleppte den schweren Außenbordmotor zum Landungssteg hinunter und brach bei jedem Schritt bis zu den Knien durch die dünne weiße Kruste. Der feine Staub wirbelte in großen Wolken auf, so daß Ransom schon nach wenigen Metern stehenbleiben und warten mußte, bis er sich wieder etwas gesetzt hatte. Nach einer kurzen Pause stapfte er vor Anstrengung keuchend weiter.

Dann sah er das Hausboot deutlicher.

Das Boot lag drei Meter von der engen Fahrrinne entfernt tief in dem ausgetrockneten Schlamm, der den Kiel wie eine Gußform umschloß. Es krängte

leicht nach Steuerbord, als wolle es sich an die Fahrzeugwracks lehnen, und war mit einer dicken Ascheschicht bedeckt.

Ransom ließ den Außenbordmotor in den Staub fallen und schwankte auf das Boot zu. Das Steilufer war mit leeren Büchsen, toten Vögeln und verwesenden Fischen übersät. Fünf oder sechs Meter von ihm entfernt lag ein Hundekadaver am Wasser in der gleißenden Sonne.

Ransom blieb vor dem Hausboot stehen und starrte es wie betäubt an, als ihm allmählich klar wurde, daß hier alle seine Hoffnungen an einem sonnendurchglühten Ufer gestrandet waren. Dieses Miniaturuniversum – eine Kapsel, die seine ungewisse Zukunft enthalten hatte – lag nun

bewegungsunfähig im Bett eines versiegten Flusses, wodurch die Kontinuität seines Lebens abrupt beendet war.

Am Ufer über sich hörte er den Anlasser eines Wagens summen. Ransom kauerte hinter dem Boot im Staub und beobachtete die Villen, zwischen denen sich aber nichts bewegte. Der Fluß lag still in der Sonne, die gestrandeten Schiffe lehnten sich aneinander. Vor den Bootshäusern hingen getrocknete Fische an straff gespannten Leinen. Das Surren des Anlassers übertönte Ransoms Schritte, als er wieder zur Brüstung hinaufging. Er durchquerte den verlassenen Garten neben Catherine Austens Villa und ging

die Einfahrt entlang auf die Straße hinaus.

Catherine Austen saß am Steuer ihres Wagens und drückte immer wieder auf den Anlasserknopf. Als Ransom näherkam, sah sie ihm mißtrauisch entgegen und griff nach der Pistole auf dem Beifahrersitz.

»Doktor Ransom?« Sie ließ die Pistole fallen und konzentrierte sich wieder auf den Anlasser. »Was tun Sie hier?«

Ransom lehnte sich an den Wagen und beobachtete ihre vergeblichen Versuche, den Motor in Gang zu bringen. Auf dem Rücksitz lagen zwei große Koffer und eine Leinentasche. Catherine wirkte übermüdet und erschöpft.

»Fahren Sie ans Meer?« fragte

Ransom. Er hielt das Fenster fest, bevor sie es nach oben drehen konnte. »Wissen Sie, daß Quilter sich einen der Geparden geholt hat?«

»Was?« Sie war ehrlich überrascht. »Was soll das heißen? Wo hat er ihn jetzt?«

»In Lomax' Haus. Sie haben sich heute ziemlich verspätet.«

»Ich konnte nicht schlafen. Überall diese wilde Knallerei.« Sie sah zu ihm auf. »Doktor, ich muß unbedingt in den Zoo. Die Tiere sind bestimmt halb verrückt vor Angst.«

»Wenn sie überhaupt noch in den Käfigen sind. Quilter und Whitman führen inzwischen vielleicht schon die ganze Menagerie spazieren. Es wird

allmählich Zeit, daß Sie auch abfahren, Catherine.«

»Ich weiß, aber ...« Sie trommelte mit den Fingern auf das Lenkrad und starrte dabei Ransom an, als mache sie den Versuch, sich in seinem bärtigen Gesicht zurechtzufinden.

Ransom nickte ihr zu und rannte zu dem nächsten Haus hinüber. In der offenen Garage stand ein Wagen. Er öffnete die Haube und löste die Batterieklemmen. Dann hob er die schwere Batterie aus der Halterung und trug sie zu Catherines Auto. Nachdem er die Batterien vertauscht hatte, gab er Catherine einen Wink. »Lassen Sie es mich versuchen.«

Sie machte ihm am Steuer Platz. Die neue Batterie startete den Motor schon

nach wenigen Anlasserumdrehungen. Ransom fuhr auf die Straßenbrücke zu. Als sie die Kreuzung erreichten, zögerte er unentschlossen und überlegte sich, ob er nicht einfach beschleunigen und nach Süden weiterfahren sollte. Aber dann spürte er Catherines Hand auf seinem Arm, überquerte die Brücke und bog nach links in eine Seitenstraße ab. Obwohl er ahnte, daß er die junge Frau früher oder später verlassen mußte, weil sie hartnäckig weiter darauf bestehen würde allein bei ihren Tieren zu bleiben, unternahm er einen letzten Versuch, sie zu überreden.

»Catherine, ich weiß genau, was Sie ...«

Dreißig Meter vor ihnen rollte ein

führerloses Auto über die Straße. Ransom bremste so ruckartig, daß der Wagen mit kreischenden Reifen zum Stehen kam, wobei Catherine nach vorn gegen die Windschutzscheibe geschleudert wurde.

Er zog sie auf den Sitz zurück, als draußen eine Horde schwarzgekleideter Männer auftauchte und den Wagen umringte. Er griff nach der Pistole und sah dann ein bekanntes Gesicht unter einem blonden Haarschopf.

»Holt sie heraus und macht die Straße wieder frei!« Ein Dutzend Hände griff nach der Motorhaube und hob sie in die Höhe. Der blonde Bootsmann trennte den oberen Schlauch des Kühlers mit einem raschen Schnitt seines langen

Messers ab. Hinter ihm erschien Jonas mit ausgestreckten Armen, als taste er sich durch einen finsternen Raum.

Ransom ließ den Motor wieder an und legte den Rückwärtsgang ein. Er trat das Gaspedal durch, so daß der Wagen rückwärts davonschoß. Die Motorhaube knallte wieder zu und krachte dabei auf die Hände herab, die an den Zündkabeln rissen. Ransom grinste zufrieden, als die Fischer vor Schmerz aufschrien.

Er steuerte den Wagen rückwärts die enge Straße entlang, rammte links und rechts geparkte Wagen und fuhr trotzdem kaum langsamer. Catherine lehnte sich an die Tür und betastete vorsichtig ihren Kopf.

Ransom verschätzte sich an der

nächsten Ecke, so daß ihr Auto die Stoßstange eines Lastwagens streifte und quer über die Straße gegen einen anderen Wagen geschleudert wurde. Er stützte Catherine mit einer Hand und beobachtete gleichzeitig, daß die Fischer bereits die Verfolgung aufgenommen hatten. Jonas stand auf einem Autodach und fuchtelte mit beiden Händen, als wolle er seine Leute dadurch zu größerer Eile antreiben.

Ransom öffnete seine Tür und zog Catherine hinter sich her auf die Straße. Sie strich sich geistesabwesend die Haare aus dem Gesicht.

»Los, weiter!« Er nahm ihre Hand und rannte mit ihr den schmalen Pfad entlang, der nach unten zum Fluß führte. Als sie

das Ufer erreichten, zeigte Ransom nach oben, wo zwei Männer auf der Straßenbrücke standen. »Wir müssen durch den Fluß waten.«

Die beiden Männer auf der Brücke setzten sich in Bewegung.

Catherine hielt Ransom am Arm fest. »Dort drüben! Wer ist der Junge?«

»Philip!« Ransom winkte erregt. Philip Jordan stand am anderen Ufer in der Nähe des Hausboots und betrachtete neugierig den Außenbordmotor, den Ransom dort im Staub zurückgelassen hatte. Sein Skiff lag ganz in der Nähe am Ufer. Philip warf einen kurzen Blick auf die Männer über ihm, sprang dann in sein Boot und stakte es über den schmalen Kanal.

Er half Ransom und Catherine Austen hinein und stieß wieder ab. Im gleichen Augenblick fiel ein Warnschuß. Vier oder fünf Männer unter Jonas' Führung rannten zum Ufer hinab. Der Bootsmann bildete die Nachhut und war als einziger mit einem Gewehr bewaffnet.

Jonas stapfte mit seinen langen schwarzen Stiefeln durch den Staub, der zu großen Wolken aufgewirbelt wurde. Seine Männer stolperten hinter ihm her und vermochten kaum zu folgen. Saul fluchte einmal laut, als er ausrutschte und auf die Hände fiel, aber Jonas eilte unbeirrt weiter.

Das Skiff trieb ans gegenüberliegende Ufer, während Philip Jordan mit gerunzelter Stirn über den Fluß starrte,

als überlege er, welche Richtung er einschlagen sollte. Ransom richtete sich im Bug auf und starrte zu den Verfolgern hinüber. Plötzlich pfiff eine Kugel dicht an ihm vorbei. »Philip, laß das Boot! Nur weg von hier!«

Philip schüttelte langsam den Kopf, während Saul sein Gewehr lud. »Das ist ausgeschlossen, Doktor. Quilter ...«

»Der Teufel soll Quilter holen!« Ransom drehte sich nach Catherine um, die hinter ihm kniete und sich mit beiden Händen an den Seitenwänden des Bootes festhielt. »Paddeln Sie mit den Händen! Philip, hör endlich zu ...«

Jonas und seine Männer hatten das Wasser erreicht und standen nur wenige Bootslängen von ihnen entfernt. Saul

zielte auf Philip, aber Jonas trat vor und schlug ihm die Waffe aus der Hand. Seine dunklen Augen beobachteten die Insassen des Bootes. Er stellte sich auf einen Felsbrocken, achtete dabei gar nicht auf die Pistole in Ransoms Hand, und starrte ins Boot hinunter.

»Philip!« rief er mit heiserer Stimme.
»Komm her, Junge!«

Als sein Name über das ausgetrocknete Flußbett schallte, zuckte Philip Jordan nervös zusammen und umklammerte die Stange, als suche er daran Halt.

»Doktor ...?« rief er Ransom zu.

»Ans Ufer, Philip!«

»Nein!« Der junge Mann warf Jonas einen letzten Blick zu, lehnte sich dann auf seine Stange und stakte das Boot

flußaufwärts, wo sich die letzten Reste des Sees erstreckten. Die Männer am Ufer drängten sich dichter zusammen und riefen nach dem Gewehr, aber das Skiff verschwand hinter einem Leichter und war bereits außer Schußweite, als es wieder sichtbar wurde. Philip arbeitete wie ein Besessener, so daß das leichte Boot wie ein Pfeil über das ölig Wasser zu fliegen schien.

»Ich komme mit, Doktor. Aber zuerst ...« Er duckte sich, während das Boot ein kurzes Stück offenes Wasser durchquerte. »... Zuerst muß ich meinen Vater holen.«

Ransom griff nach Catherines Hand. Er beobachtete Philip, der das Skiff unvermindert rasch vorantrieb, und sah

in seinem Gesicht nur die starre Maske des schwarzgekleideten Mannes, der verlassen hinter ihnen am Ufer zurückgeblieben war.

Nach halbstündiger Fahrt zwischen hohen Schlammbergen und weißen Dünen erreichten sie schließlich eine ausgetrocknete Lagune in der Nähe des früheren Ufers. Hier berührte der träge dahinströmende Fluß fast den Rumpf eines alten Segelschiffs, das im Schlamm festsaf. Alle Fahrzeuge, an denen sie bisher vorbeigekommen waren, hatten schmutzig und trübselig verwahrlost ausgesehen, aber dieses Schiff war äußerlich untadelig erhalten und blitzte geradezu vor Sauberkeit. Die

Messingbullaugen schienen erst vor wenigen Stunden poliert worden zu sein. Neben dem Schiff führte ein weißgestrichener Landungssteg ans Ufer – oder dorthin, wo früher das Seeufer gewesen sein mußte. Der Mast trug keine Segel mehr, war aber einschließlich aller Rahen bis zur äußersten Spitze glänzend gefirnißt.

»Philip, was soll das ...?« begann Ransom verblüfft und spürte dann Catherines warnenden Händedruck. Philip legte wenige Meter vom Landungssteg entfernt an und ging vor ihnen her an Bord. Am Ende der Gangway blieb er zögernd stehen. »Ich brauche Ihre Hilfe, Doktor«, sagte er mit der leisen Stimme, die Ransom von

früher her in Erinnerung hatte. Er zeigte auf das Deck und die Kabine und fügte mit verständlichem Stolz hinzu: »Das ist nur ein Wrack, wissen Sie. Ich habe alles aus verschiedenen Teilen zusammengesetzt und repariert, die mir zufällig in die Hände gekommen sind.« Er ging in die dunkle Kabine voraus.

Im Mittelpunkt der spartanisch einfach ausgestatteten Kabine saß ein grauhaariger alter Neger in einem Schaukelstuhl. Er trug ein verblichenes Khakihemd und Cordsamthosen, die beide immer wieder geduldig gestopft worden waren, so daß sie nur aus Flickstellen zu bestehen schien. Als Ransom die aufrechte Haltung und die breiten Schultern des Mannes sah,

glaubte er zunächst, einen Fünzigjährigen vor sich zu haben. Dann gewöhnten seine Augen sich jedoch an das ungewisse Halbdunkel, das in der Kabine herrschte, und er sah an den dünnen Armen und Beinen, daß der Neger mindestens fünfundsiebzig sein mußte. Trotz dieses hohen Alters hielt er sich bewundernswürdig aufrecht und drehte langsam den Kopf zur Seite, als Philip sich ihm näherte. Der schwache Lichtschein, der durch die verhängten Bullaugen drang, wurde von opaken, blinden Augen reflektiert.

Philip beugte sich über ihn. »Vater, wir müssen jetzt fort. Wir fahren nach Süden an die Küste.«

Der alte Neger nickte. »Ich verstehe,

Philip. Willst du mich nicht deinen Freunden vorstellen?«

»Sie kommen mit und helfen uns. Das hier ist Doktor Ransom und Miß ...«

»Austen. Catherine Austen.« Sie trat vor und berührte die klauenartige Hand des Alten. »Ich freue mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mister Jordan.«

Ransom sah sich in der Kabine um. Offenbar war Philip nicht mit dem alten Neger verwandt, aber er vermutete, daß dieser blinde Alte der Pflegevater des Jungen gewesen war, dessen unsichtbare Gegenwart er seit Jahren hinter Philip gespürt hatte. Tausend rätselhafte Erscheinungen waren nun plötzlich klar – deshalb hatte Philip sein Essen immer

mitgenommen, anstatt Ransom auf dem Hausboot Gesellschaft zu leisten, und deshalb war er im Winter meistens fast verhungert, obwohl Ransom ihn so reichlich unterstützt hatte.

»Philip hat mir schon viel von Ihnen erzählt, Doktor«, sagte der alte Mann mit sanfter Stimme. »Ich habe Sie immer für seinen besten Freund gehalten.«

»Deshalb bin ich jetzt der Meinung, wir sollten rechtzeitig ans Meer fahren, Mister Jordan, bevor die Dürre das Land endgültig in eine Wüste verwandelt. Fühlen Sie sich der Reise körperlich gewachsen?«

Der leise Zweifel in seiner Stimme brachte Philip sofort auf. »Natürlich ist er ihr gewachsen!« Er trat zwischen

Ransom und den Alten. »Keine Angst, Vater, ich lasse dich nicht im Stich.«

»Danke, Philip.« Der alte Mann sprach unverändert ruhig. »Am besten bereitest du gleich alles vor. Nimm nur soviel Lebensmittel und Wasser mit, wie du tragen kannst.« Als Philip in der Kombüse verschwand, sagte der alte Neger: »Doktor Ransom, kann ich einen Augenblick mit Ihnen allein sprechen?«

Nachdem Catherine die Kabine verlassen hatte, sah der Alte mit blicklosen Augen zu Ransom auf. »Die Reise ist bestimmt lang, Doktor – für Sie vielleicht länger als für mich. Im Grunde genommen beginnt sie nämlich erst richtig, sobald wir die Küste erreicht haben.«

»Das glaube ich auch«, stimmte Ransom zu. »Wahrscheinlich ist bis dorthin alles einigermaßen klar.«

»Natürlich.« Der Neger lächelte schwach und senkte den Kopf, als wolle er zu Boden starren. »Ich werde eine große Last für Sie sein, Doktor; ich würde lieber hier zurückbleiben, als später am Straßenrand ausgesetzt zu werden. Darf ich Sie bitten, ganz ehrlich mit sich selbst zu sein?«

Ransom stand auf. Durch die offene Kabinentür sah er Catherine Austen an der Reling stehen. Ihre roten Haare bewegten sich in der leichten Brise. Die Frage des alten Negers irritierte ihn irgendwie. Zum Teil ärgerte er sich darüber, jahrelang ausgenützt worden zu

sein, aber noch unerfreulicher war die offenbare Überzeugung des alten Mannes, Ransom habe noch immer einfach die Wahl, ihm entweder zu helfen oder ihn hier allein zurückzulassen. Nach den Ereignissen der vergangenen Tage hatte Ransom bereits das Gefühl, in dieser neuen Landschaft, die um ihn herum entstand, seien humanitäre Beweggründe immer wirklichkeitsfremder.

»Doktor?«

»Mister Jordan, ich wage es nicht, ehrlich mit mir selbst zu sein. Heutzutage sind die meisten bekannten Motive zu verdächtig, daß ich erst recht an den verborgenen zweifle. Trotzdem werde ich mir alle Mühe geben, Sie an die

Küste zu schaffen.«

Kurz vor Sonnenuntergang begann ihre Rückfahrt flußabwärts. Ransom und Philip Jordan standen am Bug und Heck des Bootes und stakten es voran, während Catherine Austen und der alte Mann mittschiffs unter einem improvisierten Sonnensegel saßen.

An allen Seiten erstreckte sich der ausgetrocknete weiße Seeboden von einem Horizont zum anderen. Als sie einen Kilometer vor der Stadt in den Hauptkanal abbogen, hörten sie in der heißen Nachmittagssonne den schrillen Heulton einer Sirene. Philip Jordan wies zweihundert Meter nach Steuerbord, wo Captain Tullochs Flußdampfer in einem

seichten Tümpel festsaß. Wimpel flatterten und weiße Sonnensegel bewegten sich leicht über glänzend polierten Sitzen, während der Dampfer mit äußerster Kraft voraus seinen langen Bug immer tiefer in eine riesige Sandbank bohrte. Die Schiffsschrauben drehten sich unermüdlich und wirbelten das schwarze Wasser zu dichtem Schaum auf. Da seine Mannschaft desertiert war, stand Captain Tulloch selbst am Steuer und ließ immer wieder die Sirene heulen, während der Schiffsbug gegen die Düne stieß.

Philip sah Ransom fragend an, der aber den Kopf schüttelte. Sie fuhren weiter, und der Sirenenton verlor sich hinter ihnen in der flimmernden Hitze.

Als die Abenddämmerung herabsank, erreichten sie Larchmont und legten hinter dem Rumpf eines alten Schwimmbaggers, der am Ende des Sees lag, die erste längere Pause ein. Der alte Neger schlief unterdessen bereits friedlich, saß aber weiterhin aufrecht und lehnte nur den Kopf gegen einen Metallpfosten des improvisierten Sonnensegels. Neben ihm stützte Catherine Austen die Ellbogen auf einen Wasserkanister und legte ihr Kinn in die offenen Handflächen.

Während es über dem Fluß langsam dunkel wurde, kletterte Ransom auf die Brücke des Schwimmbaggers, wo Philip Jordan zu der weit entfernten Stadt hinüberstarrte. Dort stiegen riesige

Flammensäulen auf und erzeugten schwarze Rauchwolken, die den roten Schein der Flächenbrände zurückwarfen.

»Irgend jemand will offenbar ganz Mount Royal niederbrennen«, stellte Ransom fest. »Das kann nur Lomax sein.« Im Feuerschein beobachtete er Philips Gesicht und hatte wieder das Gefühl, Jonas' markantes Profil neben sich zu sehen. Er wandte sich den Feuern zu und zählte sie.

Eine Stunde später gingen sie nebeneinander das ausgetrocknete Flußbett entlang, über das der Gluthauch der zahlreichen Feuer am Ufer wie ein heißer Wüstenwind hinwegblies. Der gesamte Horizont stand in Flammen, denn in den Außenbezirken der Stadt

wüteten unvorstellbare Großfeuer. Larchmont brannte am Fluß, und das Feuer hatte auch die Bootshäuser erfaßt. Hoch über ihren Köpfen segelten Myriaden von glühenden Holzstückchen wie Glühwürmer vorbei und blieben auf den Feldern im Süden liegen, als sei der ausgetrocknete Boden jetzt ebenfalls in Brand geraten.

»Die Löwen!« rief Catherine. »Doktor, ich höre sie!« Als sie nach vorn ans Wasser rannte, war ihr Gesicht von den Flammen beleuchtet.

»Sehen Sie, Miß Austen!« Philip hielt sie am Arm fest. An der Zufahrt der Straßenbrücke stand ein riesiger Löwe vor den Flammen. Er hatte die Balustrade erklettert, sah in das Inferno

unter sich und verschwand dann mit einem gewaltigen Satz in der Dunkelheit. Wenig später ertönte zwischen den brennenden Bootshäusern ein entsetzter Aufschrei, dann hetzte der große Löwe einen Menschen durch die Schatten.

Als sie wieder zum Ufer hinaufkletterten, bewegte sich etwas hinter einem der gestrandeten Leichter. Ein zerlumptes altes Weib klammerte sich an Ransom, bevor er sie fortstoßen konnte.

»Doktor, Sie lassen doch die arme Ma Quilter nicht allein? Denken Sie nur an die Tiger und die schrecklichen Flammen!«

»Mrs. Quilter!« Ransom stützte sie und fürchtete dabei fast, der starke

Whiskydunst, der von ihr ausging, könne jeden Augenblick in Brand geraten. »Was tun Sie hier?«

»Ich suche nach meinem Jungen, Doktor ...« Sie deutete wie eine ängstliche Hexe auf das gegenüberliegende Ufer und verzog dabei furchtsam das Gesicht. »Daran sind Lomax und seine gräßliche Miranda schuld! Sie haben mir meinen Jungen gestohlen!«

Ransom schob sie vor sich her die steile Böschung hinauf. Catherine und Philip, die den alten Neger zwischen sich trugen, hatten bereits die Brüstung überklettert und suchten in einem der Gärten Schutz. Die ganze Stadt um sie herum schien wie auf ein vorbereitetes

Zeichen hin gleichzeitig in Brand geraten zu sein. Nur Lomax' Villa, die im Zentrum dieses Hurrikans stand, blieb immun. Während Ransom zwischen den zusammenstürzenden Dächern nach seinem eigenen Haus suchte, hörte er weitere Schreie und sah zwei Geparden, die ihr Opfer durch die brennenden Straßen jagten.

»Philip!«

Die vertraute Stimme kam vom anderen Ufer her. Mrs. Quilter drehte sich danach um, starrte blind in die Flammen und rief heiser: »Das ist mein Junge! Der gute Quilty kommt, um seine arme alte Ma zu retten!«

»Philip ...!« Quilter rannte durch die Flammen am Ufer und hielt dabei irgend

etwas in den Armen, das sich heftig bewegte. Als er die Brüstung erreicht hatte, rief er nochmals Jordans Namen, breitete dann die Arme aus und ließ den großen Vogel frei. Der Schwan, dessen Gefieder noch immer von Öl fleckig war, überquerte den Fluß mit kräftigen Flügelschlägen und gewann rasch an Höhe. Als er in der Dunkelheit verschwand, winkte Philip Quilter ein letztesmal zu, bevor er den anderen folgte. Quilter sah ihnen lange nach und wirkte dabei vor dem flammenden Hintergrund wie ein Kind, das sich verlaufen hat.

Bei Tagesanbruch hatten sie bereits sieben oder acht Kilometer in Richtung Süden zurückgelegt. Die Stadt hinter ihnen brannte noch immer, und Ransom trieb die kleine Gruppe so rasch wie möglich voran, weil er fürchtete, Jonas und die Fischer seien vor den Flammen über die Brücke geflohen. Aber die Straße blieb leer.

Sie rasteten in regelmäßigen Abständen und saßen dabei auf den Rücksitzen der Wagen, die verlassen an den Straßenrändern standen. Während der Feuerschein sich in den

Rückspiegeln brach, schliefen Ransom und die anderen unruhig, aber Mrs. Quilter verbrachte die Nacht damit, von einem Wagen zum anderen zu gehen und auf alle Knöpfe zu drücken. Einmal betätigte sie dabei eine Hupe, deren blecherner Ton klagend über der öden Landschaft verhallte.

Ihre neue Leidenschaft für Automobile hielt auch am nächsten Morgen unvermindert an. Während Ransom und Philip den alten Neger auf einer Tragbahre durch die bereits früh unerträglich heiße Sonnenglut schleppten, ließ sie aus Versehen den Motor eines Wagens an.

»Was würde mein Quilty wohl dazu sagen, Doktor?« fragte sie, als Ransom

ihr den Arm festhielt, mit dem sie nach dem Schalthebel greifen wollte. Der Motor rührte auf, während Mrs. Quilter immer wieder begeistert das Gaspedal durchtrat.

Fünf Minuten später, nachdem es Ransom endlich doch gelungen war, Mrs. Quilter von ihrem Platz am Lenkrad zu verdrängen, fuhren sie mit dem Auto weiter. Zu Ransoms großer Überraschung lief der Motor einwandfrei, während der Benzintank halb gefüllt war. Ransom warf einen Blick auf die anderen Fahrzeuge am Straßenrand und überlegte sich, daß der Wagen vermutlich letzte Woche abgestellt worden war, als es auf dieser Straße große Verkehrsstauungen gegeben

haben mußte. Wahrscheinlich hatten seine Insassen damals alle Hoffnung aufgegeben, jemals weiterfahren zu können und waren zu Fuß marschiert.

Die Stadt versank hinter ihnen am Horizont, aber die gigantischen Rauchwolken waren noch aus vierzig Kilometer Entfernung sichtbar. Zu beiden Seiten der Straße erstreckte sich das ausgetrocknete Land jenseits der Gräben, in denen Hunderte von verlassenen und zertrümmerten Autos lagen. Hier und da tauchte ein einsames Farmhaus auf, vor dessen staubbedeckten Mauern das verendete Vieh neben leeren Wassertrögen lag.

Die Straße fiel allmählich zum Fluß hin ab, als sie sich dem nächsten

Übergang näherten. Die Zahl der verlassenen Fahrzeuge vergrößerte sich plötzlich auffällig. Ransom fuhr langsam die letzte freie Fahrspur entlang und sah zu den entfernten Stahlbögen der Brücke hinüber, auf deren Zufahrt sich Autos und Lastwagen angesammelt hatten, als sei die Fahrbahn ein riesiges Förderband, das Schrott über den Fluß transportierte.

Vierhundert Meter von der Brücke entfernt mußten sie anhalten, weil vor ihnen verlassene Wagen kreuz und quer auf der Straße standen. Ransom ging zu Fuß weiter und kletterte auf das Brückengeländer. Früher war der Fluß hier fast dreihundert Meter breit gewesen, aber jetzt bestand er nur noch

aus einem dünnen schwarzen Rinnsal, das sich wie eine müde Schlange durch das weiße Bett wand. Einige gestrandete Leichter lagen am Ufer und ragten wie Felsklippen aus dem Wüstensand. Obwohl die große Brücke und ihre Zufahrten an gegenüberliegenden Seiten des Flusses deutlich bewiesen, daß hier früher ein breiter Wasserlauf existiert haben mußte, ging das ausgetrocknete Flußbett jetzt bereits fast unmerklich in die staubige Landschaft über, so daß kaum noch ein Unterschied zu erkennen war.

Als Ransom endlich die Brücke selbst betrachtete, sah er auf den ersten Blick, wodurch die riesige Verkehrsstauung verursacht worden war. Das Mittelstück

der Brücke, ein freitragender Bogen von etwa dreißig Meter Länge, war von einem Sprengtrupp in die Luft gejagt worden. Die Stahlträger lagen zerfetzt und verbogen im Staub des Flußbetts. Am Brückenanfang waren drei Armeelastwagen nebeneinander aufgefahren und durch schwere Ketten miteinander verbunden worden, so daß sie die Straße wirksam blockierten. Ihre Motorhauben und Führerhäuser waren zerbeult und rauchgeschwärzt.

»Was soll das eigentlich?« fragte Philip Jordan, als sie nebeneinander ins Flußbett hinunterstiegen. »Wollen sie damit verhindern, daß die Leute das Meer erreichen?«

»Keineswegs, Philip.« Ransom fuhr

sich mit dem Handrücken über die Stirn.
»Aber sie sollen nicht allzu schnell dorthin kommen.«

Einige Autos waren seitlich in das ausgetrocknete Flußbett hineingefahren worden, als ihre Fahrer den vergeblichen Versuch machten, auf diese Weise das andere Ufer zu gewinnen. Jetzt lagen sie halb im Staub begraben, der auch ihre Sitze bedeckte. Mrs. Quilter hielt sich noch eine Weile bei ihnen auf, als hoffe sie, die Autos würden plötzlich von selbst weiterfahren. Dann raffte sie ihr zerrissenes Seidenkleid zusammen und schlurfte an Catherine Austens Arm davon.

Sie erreichten das flache Bett der

Hauptfahrrinne und gingen an den zerfetzten Stahlträgern des Mittelbogens vorbei. Die Zündschnüre führten nach Süden ans andere Ufer. Während Ransom aufmerksam lauschte, weil er sich einen Augenblick lang einbildete, von dort her Motorengeräusch gehört zu haben, stolperte er und hätte Mr. Jordan fast von der Tragbahre gekippt.

»Ruhen Sie sich bitte einen Moment aus, Doktor Ransom«, sagte der alte Neger entschuldigend. »Es tut mir wirklich leid, daß ich so eine Last für Sie bin.«

»Keine Ursache. Ich habe nur nicht aufgepaßt.« Ransom setzte die Tragbahre ab und wischte sich den Schweiß aus den Augen. Während der

Fahrt nach Süden hatte er immer mehr eine große innerliche Leere gespürt, als folge er nur einem angeborenen Trieb, der unter diesen veränderten Umständen völlig bedeutungslos geworden war. Die vier Menschen in seiner Begleitung wurden allmählich zu Schattengestalten und waren nur noch Erinnerungen an eine Vergangenheit, in der es viele breite Flüsse wie diesen hier gegeben hatte. Er beobachtete Mrs. Quilter und Catherine, die mühsam über einen der Stahlträger kletterten, und versuchte sich vorzustellen, welches Schicksal sie an der Küste erwartete.

»Doktor.« Philip berührte seinen Arm.
»Dort drüben.«

Er folgte Philips ausgestreckter Hand.

Zweihundert Meter von ihnen entfernt ging ein einzelner Mann langsam den ausgetrockneten weißen Kanal entlang. Er bewegte sich flußaufwärts und blieb dabei immer dicht neben dem kümmerlichen Rinnsal, das er gelegentlich aus dem Augenwinkel heraus betrachtete, als mache er nur einen gemütlichen Morgenspaziergang und sehe den Fischen im Fluß zu. Er trug einen verblichenen Baumwollanzug, aber keine anderen Ausrüstungsgegenstände, und schien gar nicht zu merken, wie heiß die Sonne auf seinen ungeschützten Kopf herabbrannte.

»Wohin ist er unterwegs?« fragte Philip. »Soll ich ihn anrufen?«

»Nein, laß ihn.« Ransom ging

unwillkürlich ein paar Schritte in der gleichen Richtung, als folge er dem Mann. Dann blieb er wieder stehen, starrte der einsamen Gestalt nach.

»Kommen Sie, Doktor. Wir müssen weiter.«

»Nur noch einen Augenblick, Philip!«

Ransom grübelte noch immer über den geheimnisvollen Spaziergänger nach, als er neben den anderen am Südufer saß. Philip hatte ein kleines Feuer gemacht und darauf eine Portion Reis gekocht. Ransom aß nur zwei oder drei Löffel dieser ungesalzenen Grütze und gab Philip dann seinen Teller zurück. Selbst Catherine Austen, die einen Arm auf seine Schulter stützte, während sie über das leere Flußbett sah, konnte ihn nicht

von seinen Gedanken ablenken. Schließlich gab er sich einen Ruck und kletterte hinter den anderen her die Uferböschung hinauf.

An der Straße nach Süden lagen keine Autos. Jenseits der Brücke waren nur die Überreste eines Militärpostens zu sehen. An den Feuerstellen vor verlassenen Zelten lagen Kochtöpfe und Plastikbecher. Ein umgestürzter Lastwagen hatte einen Stapel alter Reifen unter sich begraben.

Mrs. Quilter schnaubte empört. »Wohin sind die ganzen Autos verschwunden, Doktor? Meine alten Beine tragen mich bestimmt nicht sehr weit, wenn wir nicht bald eines finden.«

»Vielleicht sehen wir weiter vorn

welche. Sie müssen eben so gut wie möglich gehen, bis wir einen Wagen finden.«

Er hatte bereits alles Interesse an ihr und ihrem Schicksal verloren. Die Stangen der Tragbahre drückten schwer auf seine Schultern. Er ging langsam weiter und dachte noch immer an den einsamen Wanderer im Flußbett.

Zwei Stunden später, nachdem sie glücklich ein neues Fahrzeug gefunden hatten, erreichten sie die Ausläufer des Küstengebirges. Die Straße führte nochmals in größere Höhen hinauf, wo verdorrte Obstgärten und Baumgruppen an versteinerte Wälder erinnerten. Überall zwischen den Hügeln trieben

die weißlichen Rauchschwaden kleinerer Feuer, die irgendwo in Tälern und Senken brannten. Von Zeit zu Zeit sahen sie die niedrigen Dächer primitiver Hotels, die an Aussichtspunkten standen. Überall an den bewaldeten Abhängen lagen Autowracks, die über den Straßenrand gekippt worden waren.

Dann wichen die Bäume allmählich zurück und gaben den Blick auf eine tiefliegende Ebene frei, die teilweise unter dichten Rauchschwaden verborgen lag. Plötzlich roch es in dem Wagen durchdringend nach Tang. Noch eine letzte Kurve, dann hatten sie endlich das Meer vor sich. An der Straße saßen zwei Männer auf dem Dach ihres Autos,

versperrten ihnen teilweise die Sicht und starrten auf den breiten Küstenstreifen zu ihren Füßen hinab. Als sie sich nach dem eben angekommenen Wagen umdrehten, wirkten ihre Gesichter im hellen Sonnenschein hager und eingefallen. Weitere Autos parkten in den Ausläufern der Kurve und entlang der Straße, die sich nach unten bis zum Wasser durch das flache Land schlängelte. Überall saßen Menschen auf Autodächern und Motorhauben und starrten aufs Meer hinaus.

Ransom bremste und stellte den Motor ab. Der Küstenstreifen unter ihnen stand voller Fahrzeuge und Wohnwagen, die dicht nebeneinander geparkt waren, als sei das Gelände dort unten ein

gigantischer Parkplatz. Zwischen ihnen erhoben sich Holzhütten und Zelte, die um so zahlreicher wurden, je näher sie am Wasser standen, wo sie die Dünen und Sandflächen bedeckten. Eine kleine Gruppe Marinefahrzeuge – graue Vorpostenboote und Kutter der Küstenwache – lagen drei- oder vierhundert Meter vom Strand entfernt vor Anker. Lange Metallstege führten zu ihnen hinaus, wodurch die ohnehin unscharfe Trennungslinie zwischen Land und Wasser weiter verwischt wurde. In regelmäßigen Abständen waren in den Dünen riesige Wellblechhütten errichtet worden, die aus dieser Entfernung fast an Flugzeughangars erinnerten. Dort waren gigantische Destillationsanlagen

in Betrieb, deren Dampfwolken sich mit den Rauchschwaden der unzähligen Feuer vermengten, die überall auf dem achthundert Meter breiten Küstenstreifen brannten. Das Arbeitsgeräusch der schweren Maschinen drang bis zu den Hügeln, und Ransom glaubte einen Augenblick lang, dort unten einen einzigen großen Jahrmarkt vor sich zu haben, dessen Parkplätze mit Millionen erwartungsvoller Besucher gefüllt waren.

Catherine Austen griff nach Ransoms Hand. »Charles, das schaffen wir nie. Alle diese Menschen!«

Ransom öffnete seine Tür. Der Wagen schien ebenso überfüllt wie der riesige Tummelplatz dort unten zu sein und hatte

sich in seinen Augen in eine unbedeutende Kopie einer Erscheinung verwandelt, die sich aus einer unendlich großen Anzahl ähnlicher oder gleicher Individuen zusammensetzte, ohne deshalb sinnvoll zu sein. Er kniff die Augen zusammen und versuchte einen freien Platz zu finden, was durch die dichten Rauchschwaden erschwert wurde. Hier und dort gab es vielleicht im Garten eines verlassenen Hauses oder hinter einer in Trümmern liegenden Tankstelle Platz für mehrere Fahrzeuge, aber die Zufahrten waren in jedem Fall schon lange vorher hoffnungslos blockiert. Vereinzelte Autos krochen wie verirrte Ameisen ziellos über die aufgewühlten Straßen, aber alle übrigen

standen unbeweglich und schienen allmählich zu einer festen Masse zu erstarren. Überall saßen Menschen auf Autodächern und Wohnwagen und starrten durch den Rauch aufs Meer hinaus.

Die einzigen Anzeichen einer organisierten Tätigkeit waren unmittelbar am Strand zu beobachten. Lastwagen fuhren auf einer Straße zwischen den Dünen hin und her, und die langen Autoreihen, die hinter den Metallhütten standen, waren peinlich genau ausgerichtet. In der Nähe erhoben sich auch ganze Zeltstädte, die um Versorgungseinrichtungen und Küchenfahrzeuge gruppiert waren.

»Wartet hier.« Ransom stieg aus und

ging zu den beiden Männern hinüber, die auf dem Dach ihres Wagens saßen.

Er nickte ihnen zu. »Wir sind eben angekommen. Wo geht es zum Strand hinunter?«

Der ältere Mann, der etwa sechzig Jahre alt zu sein schien, ignorierte Ransom völlig. Er starrte nicht auf das Gewühl zu seinen Füßen hinab, sondern beobachtete den entfernten Horizont, wo ein leichter Dunst über dem Meer schwebte. Sein starrer Gesichtsausdruck erinnerte Ransom an die besessenen Wolkenpäher auf ihren Türmen in Larchmont.

»Wir brauchen Wasser«, erklärte Ransom geduldig. »Wir sind heute schon hundertfünfzig Kilometer gefahren. Zu

unserer Gruppe gehört ein blinder Invalide.«

Der andere Mann, der seinen Strohhut tief ins Gesicht gezogen hatte, um es vor der Sonne zu schützen, warf Ransom einen neugierigen Blick zu. Er schien den Mangel an Überzeugung in Ransoms Stimme zu spüren und lächelte schwach, aber fast ermutigend, als habe Ransom eben die erste Hürde überwunden.

Ransom ging zu seinem Wagen zurück. Die Straße führte den Abhang hinab an den Leuten vorbei, die sich auf diesen letzten Beobachtungspunkt zurückgezogen hatten. Dann verlief sie allmählich flacher und näherte sich dem ersten Lager.

Hier war nichts mehr von der See

wahrzunehmen, denn der Strand lag weit hinter den Dächern der Autos und Wohnwagen und den Rauchschwaden der vielen Feuer. Tausende von Menschen hockten zwischen den Fahrzeugen im Schatten oder saßen auf den Trittbrettern. Kleine Gruppen von Männern bewegten sich schweigend durch die dichtgedrängten Massen. Dann teilte sich die Straße – ein Abschnitt führte parallel zum Strand an den Hügeln entlang, der andere verlief diagonal in Richtung Meer. Ransom hielt an der Abzweigung und suchte vergeblich nach Polizisten oder einer militärischen Kontrollstelle. Rechts von ihm erhoben sich die Überreste eines großen Schildes, dessen Bretter zertrümmert

zwischen Metallpfosten hingen.

Ransom entschied sich für die zum Meer führende Straße und fuhr in das Lager ein. Schon zwanzig Meter weiter mußte er jedoch vor einer mit primitiven Mitteln errichteten Barrikade halten. Als er davor bremste, erschienen vier oder fünf Männer in den Türen der umstehenden Wohnwagen. Sie winkten Ransom zu, er solle zurückfahren. Einer von ihnen trug einen eisernen Zaunpfahl in der Hand. Er kam heran und schlug damit gegen den Kühlergrill des Wagens.

Ransom blieb trotzdem stehen. Vor ihm verschwand die Straße innerhalb weniger Dutzend Meter in einem wahren Dschungel aus Wohnwagen, Autos,

Zelten und Hütten. Der Boden war überall aufgewühlt und von unzähligen Wagenspuren umgepflügt.

Eine schmutzige Hand erschien auf der Windschutzscheibe. Dann tauchte das unrasierte Gesicht eines Mannes in Ransoms Fenster auf. »Los, etwas schneller, Mister! Verschwinden Sie gefälligst wieder!«

Ransom wollte zunächst widersprechen, schwieg aber doch und fuhr an die Abzweigung zurück. Dann rollten sie die Küstenstraße entlang. Rechts von ihnen erstreckten sich die gigantischen Abstellplätze bis zum Strand. Auf der linken Straßenseite waren in regelmäßigen Abständen größere Ausweichstellen in die Klippen

gesprengt worden, wo jetzt einzelne Familien unter provisorischen Sonnendächern hockten. Hier sahen die Menschen weder Meer noch Himmel, sondern nur die unzähligen anderen Fahrzeuge, die sie vom Wasser trennten.

Einige staubbedeckte Autos fuhren in entgegengesetzter Richtung vorbei. Ihre Insassen starrten angestrengt aus den Fenstern, während sie nach einer Lücke in dem Wagenmeer suchten.

Ransom wies auf die Nummernschilder. »Manche müssen schon seit Tagen an der Küste entlang unterwegs sein.« Er öffnete die Tür und stieg aus. »Wahrscheinlich hat es keinen Sinn, auf dieser Straße weiterzufahren. Ich sehe mich noch einmal dort unten

um.«

Er ging langsam die Straße entlang und suchte nach einem Durchgang zwischen den dicht nebeneinander aufgefahrenen Autos. Schließlich kletterte er die Böschung hinab und blieb vor einem unglaublich winzigen Wohnwagen stehen. Ein älterer Mann in Hemdsärmeln war unter dem Sonnendach damit beschäftigt, einen Primuskocher in Gang zu bringen. Seine Frau, eine füllige Blondine in einem geschmacklosen Kleid mit Blumenmuster, saß in der Tür des Wagens auf einem Hocker. Die gelbliche Flamme des Kochers erhitzte das Wasser in einem vernickelten Teekessel.

Ransom ging auf den Mann zu, der die

intelligenten, ruhigen Augen eines Uhrmachers hatte. Als Ransom ihn erreichte, goß er den Tee gerade in zwei Tassen auf einem Tablett.

»Herbert«, rief seine Frau warnend.

»Schon gut, meine Liebe.«

Ransom blieb neben ihm stehen und nickte der Frau zu. »Haben Sie etwas dagegen, wenn ich mit Ihnen spreche?«

»Bitte«, sagte der Mann. »Aber ich habe kein Wasser übrig.«

»Darum handelt es sich gar nicht. Ich bin eben erst mit einigen Freunden angekommen«, erklärte Ransom ihm. »Wir wollten an den Strand, sind aber anscheinend zu spät daran.«

Der Mann nickte nachdenklich. »Wahrscheinlich haben Sie recht«,

stimmte er zu. »An Ihrer Stelle würde ich mir aber trotzdem keine Gedanken machen, denn uns geht es nicht viel besser.« Er fügte hinzu: »Wir sind seit zwei Tagen hier.«

»Und vorher waren wir drei Tage auf der Straße unterwegs«, warf seine Frau ein. »Erzähl ihm, was wir da mitgemacht haben, Herbert.«

»Er ist auch unterwegs gewesen, Liebste.«

»Welche Aussichten hat man eigentlich, jemals bis ans Wasser vorzudringen?« fragte Ransom. »Wir brauchen bald etwas zu trinken. Gibt es hier keine Polizei, die für Ordnung sorgt?«

»Hören Sie zu, Mister, ich will

versuchen, Ihnen die Lage zu erklären.«
Der Mann schlürfte langsam seinen Tee.
»Wahrscheinlich haben Sie von den
Hügeln aus nichts gesehen, aber der
Strand ist mit einem doppelten
Stacheldrahtzaun abgesperrt. Dahinter
haben Soldaten und Polizisten Stellung
bezogen. Sie lassen jeden Tag ein paar
Leute durch. In den Wellblechhütten
arbeiten große Destillationsanlagen;
deshalb werden wir immer wieder
ermahnt, ruhig an unseren Plätzen zu
bleiben, weil es bald genügend Wasser
geben soll.« Er lächelte schwach.
»Leider dauert es aber ziemlich lange,
bis sich das Meerwasser in trinkbares
Wasser verwandelt; man braucht dazu
dreißig Meter hohe Kühltürme.«

»Was passiert, wenn man durch den Stacheldraht klettert, um den Strand zu erreichen?«

»*Wenn* man hindurchklettert. Die Soldaten sind in Ordnung, aber letzte Nacht haben die Milizeinheiten auf alle Leute geschossen, die sich am Zaun blicken ließen.«

Ransom sah, daß Philip Jordan und Catherine über ihm an der Böschung standen. An ihrem Gesichtsausdruck erkannte er, daß sie Angst davor hatten, er könne sie hier im Stich lassen, obwohl sie noch einige hundert Meter vom Strand entfernt waren.

»Aber wie steht es mit den Evakuierungsmaßnahmen der Regierung?« fragte er. »Wir haben doch

alle genaue Anleitungen bekommen, was wir am Strand zu tun haben ...« Er stand auf, als der andere nur schweigend den Kopf schüttelte. »Was haben Sie in Zukunft vor?«

Der Mann erwiderte seinen Blick ruhig. »Wir bleiben hier und warten.« Er wies mit dem Daumen auf das riesige Lager hinter sich. »Das kann nicht ewig dauern. Die meisten Leute haben nur noch für einen oder zwei Tag Wasser. Früher oder später muß der große Durchbruch kommen. Ich nehme an, daß die Massen sich rasch verringern werden, je näher sie ans Wasser kommen. Und dann bleibt für Ethel und mich noch mehr als genug.«

Seine Frau nickte zustimmend und

trank langsam ihren Tee aus.

Sie fuhren wieder die Küstenstraße entlang. Als die Hügel allmählich zurückwichen, beschrieb auch die Straße einen weiten Bogen und führte schließlich fast genau landeinwärts. Dann erreichten sie das breite Flußdelta. Die trichterförmige Flußmündung war früher von weitläufigen Sümpfen und Sandbänken umgeben gewesen, und das flache Gelände wirkte noch jetzt feucht, obwohl die heiße Sonne nur über vertrocknetem Seegras und welkem Schilf strahlte. Hunderte von Fahrzeugen, die zwischen den Dünen geparkt standen, waren bis zu den Achsen in den weichen Sand

eingesunken, so daß ihre Dächer in verschiedenen Richtungen geneigt waren. Ransom hielt am Straßenrand und sah zum Flußbett hinüber, dessen vertrauter Anblick ihm für kurze Zeit das Gefühl einer trügerischen Sicherheit vermittelte. Dreihundert Meter von ihnen entfernt standen die dicken Pfosten des äußeren Drahtzauns, der mit Spanischen Reitern und S-Rollen verstärkt worden war. Ein schmaler Sandstreifen trennte dieses Hindernis von dem inneren Zaun. Vier- oder fünfhundert Meter dahinter war ein schmaler Strandabschnitt sichtbar, wo die Wellen sich schäumend am Sand brachen. Auf beiden Seiten des ausgetrockneten Kanals wurden Dutzende von Hütten errichtet, und

Männer mit nacktem Oberkörper arbeiteten rasch in der brennenden Sonne. Ihre Energie und die Tatsache, daß dicht hinter ihnen das Wasser begann, stand in einem seltsamen Gegensatz zu der stummen Trägheit der Massen, die auf der anderen Seite des Stacheldrahts saßen und zu den Arbeitenden hinübersahen.

Ransom stieg aus dem Wagen. »Wir versuchen es hier. Zum Strand ist es zwar etwas weiter, aber dafür sind hier weniger Leute. Vielleicht haben sie aus irgendeinem Grund eine Abneigung gegen den Fluß.«

»Was wird aus dem Auto?« fragte Philip.

»Wir lassen es einfach hier stehen. Die

Leute vor uns haben alles mögliche mitgeschleppt und bleiben bestimmt bei ihren Fahrzeugen, nachdem sie jetzt im Sand festsitzen.« Er wartete darauf, daß die anderen ebenfalls aussteigen würden. Sie blieben jedoch sitzen und schienen sich nicht entschließen zu können. »Kommen Sie, Catherine. Mrs. Quilter, Sie schlafen heute nacht auf den Dünen.«

»Davon bin ich noch nicht ganz überzeugt, Doktor.« Mrs. Quilter kletterte langsam aus dem Wagen.

»Was ist mit Ihnen, Mister Jordan?« fragte Ransom.

»Selbstverständlich, Doktor.« Der alte Neger saß noch immer aufrecht. »Setzen Sie mich einfach in den Sand.«

»Wir sind nicht am Sand.« Ransom beherrschte seine Ungeduld und sagte: »Philip, vielleicht kann Mister Jordan im Auto warten. Sobald wir eine Art Brückenkopf am Zaun errichtet haben, kommen wir zurück und holen ihn.«

»Nein, Doktor.« Philip beobachtete Ransom aufmerksam. »Wenn wir ihn nicht auf der Tragbahre transportieren können, trage ich ihn selbst.« Bevor Ransom etwas einwenden konnte, bückte er sich und hob den alten Neger aus dem Wagen. Seine starken Arme trugen ihn wie ein Kind.

Ransom ging voraus, dann kamen Catherine und Mrs. Quilter, die langsam weiterhumpelte und dabei die Leute

anstarnte die neben ihren Autos und Wohnwagen hockten. Philip Jordan stolperte fünfzig Meter hinter ihnen her und trug den alten Neger auf den Armen. Schon nach kurzer Zeit verloren sie die Straße aus den Augen, während der Gestank des riesigen Lagers ihre Lungen füllte. Unzählige Trampelpfade wanden sich zwischen den Fahrzeugen hindurch und führten über grasbewachsene Dünen. Als die Kinder sahen, daß Ransom einen Wasserkannister unter der Jacke trug, bettelten sie mit leeren Bechern in der Hand um einen Schluck Wasser. Unrasierte Männer in vor Staub grauer Kleidung standen in kleinen Gruppen beisammen und diskutierten lautstark, wobei sie immer wieder auf

den Stacheldrahtzaun zeigten, der sie vom Wasser trennte. Je näher sie diesem Hindernis waren, desto heftiger wurden die Auseinandersetzungen, als ob die zuerst Angekommenen – viele von ihnen schienen bereits eine Woche oder länger hier zu warten – sich darüber im klaren seien, daß die nachdrängenden Massen sie daran hindern würden, selbst das Wasser zu erreichen.

Zum Glück war der Doppelzaun so weit in die Flußmündung hineingebaut, daß Ransom sich ihm nähern konnte, ohne geradewegs zum Strand vordringen zu müssen. Zweimal trat ihnen ein schweigender Mann mit einer Schrotflinte in der Hand entgegen und versperrte ihnen den Weg, der durch ein

privates Lager geführt hätte.

Eine Stunde später erreichte Ransom einen Punkt, der etwa zwanzig Meter von dem äußeren Zaun entfernt war. An dieser Stelle fand er eine schmale Senke zwischen zwei Gruppen von Wohnwagen. Catherine und Mrs. Quilter ließen sich im Schatten der umliegenden Dünen nieder und warteten darauf, daß Philip Jordan sie einholen würde. Fliegen und Mücken summten um sie herum, und der Gestank, der aus diesem ehemaligen Sumpfgelände aufstieg, war fast unerträglich. Die Wohnwagen in der Nähe gehörten zwei Zirkusfamilien, die einen Teil ihrer Jahrmarktsausrüstung mit an die Küste gebracht hatten. Die goldfarbenen Vordächer zweier

Karussells ragten über die Dünen hinaus, während die hölzernen Pferde in dieser Umgebung Kreaturen aus einer anderen Welt glichen. Die schwarzhaarigen, dunkeläugigen Frauen und ihre Töchter saßen wie Hexen um die reich verzierte Orgel und beobachteten den Strand.

»Wie steht es mit Philip und Mister Jordan?« fragte Catherine, als die beiden noch immer nicht kamen. »Müssen wir nicht zurückgehen und nach ihnen suchen?«

»Wahrscheinlich kommen sie später hierher«, antwortete Ransom, ohne selbst davon überzeugt zu sein. »Wir dürfen nicht riskieren, daß uns jemand diesen Platz wegschnappt, Catherine.«

Mrs. Quilter lehnte sich mit dem Rücken an die steile Düne, schüttelte die Fliegen von ihrem staubigen Seidenkleid und murmelte irgend etwas vor sich hin, als begreife sie selbst nicht recht, was sie in dieser gottverlassenen Sandwüste zu suchen habe.

Ransom erkletterte den höchsten Punkt der Düne. Obwohl er den Treuebruch gegenüber Philip Jordan deprimierend fand, war er kaum darüber erstaunt. Seit sie wieder das ausgetrocknete Flußbett erreicht hatten, spürte er wie früher, daß er von den anderen isoliert war. Dieses Gefühl hatte sich hier weiter verstärkt, weil die Entfernung von einem Flußufer zum anderen an der Mündung größer als in Larchmont war. Im Lauf der Zeit

würden die wandernden Dünen auch diesen Unterschied verwischen, aber vorläufig bildeten beide selbständige und verschiedene Welten, die kaum etwas gemeinsam hatten.

In seiner Nähe lag ein Mann mit einem Strohhut auf dem Bauch im Sand und starrte über den Zaun hinweg zu dem ausgetrockneten Kanal hinüber, der zum Meer führte. Die eben errichteten Hütten hinter dem inneren Zaun füllten sich bereits. Fünf Lastwagen hielten davor, dann stiegen fünfzig oder sechzig Menschen aus und schleppten rasch ihre Koffer ins Innere.

Ein großer Lastwagen tauchte hinter den Hütten auf und hielt vor einem Tor im inneren Zaun an. Zwei Soldaten

sprangen ab und öffneten das Tor. Der Lastwagen setzte sich wieder in Bewegung und holperte langsam über die Dünen auf den äußeren Zaun zu. Als der Motor mehrmals laut aufheulte, sah Ransom eine Bewegung im Lager. Menschen kletterten von den Dächern ihrer Wohnwagen, andere öffneten Autotüren und zogen ihre Kinder hinter sich her. Fünfzig Meter weiter, wo der Lastwagen am äußeren Zaun hielt, hatten sich bereits drei- oder vierhundert Leute versammelt. Die beiden Soldaten luden ein Zweihundertliterfaß ab und rollten es durch den tiefen Sand.

Während sich das Faß dem Zaun näherte, wurden einige Rufe laut, aber die Soldaten kümmerten sich nicht

darum. Als sie es unter dem Stacheldraht hindurchschoben, drängte die Menge näher heran und schien sich weniger für das Wasser, als für die beiden einzelnen Gestalten zu interessieren. Als sie wieder in den Lastwagen kletterten, schwieg die Masse betroffen, faßte sich dann aber wieder und gab ihrem Mißfallen durch schrille Pfiffe Ausdruck. Der Lärm folgte dem Lastwagen, der den Raum zwischen den beiden Zäunen durchfuhr und hinter dem Tor verschwand. Das Faß wurde von einem Dutzend kräftiger Arme hochgehoben, eine kurze Strecke weit getragen und dann zu Boden geworfen.

Als das verschüttete Wasser im Sand versickerte, wandte Ransom sich ab und

kletterte wieder in die Senke zu den anderen hinunter. Mrs. Quilter war bei den Wohnwagen gewesen und tauchte jetzt in Begleitung des Mannes mit dem Strohhut auf. Er winkte Ransom zu sich heran.

»Sprechen Sie nur mit ihm, Doktor«, krächzte Mrs. Quilter. »Ich habe ihm erzählt, daß Sie ein hervorragender Arzt sind.«

Der Mann mit dem Strohhut drückte sich genauer aus. Er nahm Ransom beiseite. »Die alte Hexe behauptet, Sie hätten eine Pistole. Stimmt das?«

Ransom nickte vorsichtig. »Stimmt. Warum?«

»Können Sie damit umgehen? Sie sagt, Sie seien von Beruf Arzt.«

»Doch, ich kann damit umgehen«, antwortete Ransom. »Warum?«

»Bald.« Der Mann warf einen Blick auf Ransoms staubigen Anzug und ging dann zum Karussell hinüber, wo er zwischen den Pferden verschwand.

Kurz nach Mitternacht bezog Ransom wieder seinen Beobachtungsposten auf der Düne. Um ihn herum waren die schwachen nächtlichen Geräusche des Lagers zu hören, in dem Hunderte von kleinen Feuern unter dem sternklaren Himmel glühten. Ein unterdrücktes Murmeln, in das sich weit entfernte Schreie und Schüsse mischten, trieb über die Sandhügel. Unterhalb der Düne lagen Catherine und Mrs. Quilter mit

geschlossenen Augen nebeneinander in der Senke, aber außer ihnen schien niemand zu schlafen. Die anderen Dünen waren dicht mit Menschen besetzt, die aufmerksam den Strand beobachteten. Ransom verfolgte ihre langsamen ungewissen Bewegungen und glaubte zu wissen, daß diese Leute nicht nach einem vorbereiteten Plan handeln würden, sondern daß ein unklarer Instinkt allmählich übermächtig wurde, der diese Massen früher oder später wie auf ein Signal hin gegen den Stacheldraht in Bewegung setzen mußte.

Die Lichter auf der anderen Seite des Doppelzauns waren gelöscht worden, aber die dunklen Umrisse der Hütten hoben sich deutlich von dem helleren

Strand ab, an dem sich die Wellen schäumend brachen. Nur die Pumpen arbeiteten gleichmäßig laut.

Irgendwo weit vor ihm sumnte ein straff gespannter Draht. Ransom starrte in die Dunkelheit hinein und sah einen Mann durch den Zaun kriechen und in einer Senke verschwinden.

»Catherine!« Ransom trat mit dem Schuh etwas Sand los, der gegen Catherines Schulter rieselte. Sie sah zu ihm auf und weckte dann Mrs. Quilter. »Haltet euch bereit – es geht bald los!«

Links von ihm fielen am anderen Flußufer mehrere Schüsse. Die meisten Leuchtpurgeschosse flogen hoch durch die Luft und verschwanden irgendwo in der Dunkelheit, aber Ransom erkannte

deutlich, daß mindestens zwei Wachtposten – vermutlich Angehörige der hier rekrutierten Miliz – absichtlich tiefer zielten und ins Lager schossen.

Plötzlich flammten auf einem Dutzend hoher Pfofen an beiden Zäunen Scheinwerfer auf. Ransom duckte sich tief in den Sand und wartete darauf, daß sie erlöschen würden. Er hob erst wieder zögernd den Kopf, als vom Zaun her laute Schreie zu hören waren.

Etwa vierzig oder fünfzig Männer hatten das erste Stacheldrahthindernis überwunden und rannten nun vor den Augen der Soldaten, die auf den Dünen über dem inneren Zaun in Stellung gegangen waren, auf die zweite Barriere zu in Richtung Wasser. Sie machten

einander durch lautes Geschrei Mut, während sie gebückt durch die flachen Senken hetzten. Als sie den inneren Zaun schon fast erreicht hatten, ohne beschossen worden zu sein, erhoben sich überall Menschen und rannten nach vorn durch das gleißende Licht der Scheinwerfer.

Ransom zog Catherine zu sich herauf. »Los, komm mit!« rief er dabei. Sie liefen nebeneinander auf den Zaun zu und erreichten eine Stelle, wo die Stacheldrahtrollen beiseite geschoben worden waren. Nachdem sie unter dem Draht hindurchgekrochen waren, bogen sie nach links in eine tiefe Senke ab, anstatt wie die anderen geradeaus zum Wasser zu rennen. Dutzende von

Männern und Frauen strömten durch die gleiche Lücke. Einige zogen kleine Kinder hinter sich her, andere trugen Gewehre oder hatten sich mit Schaufeln, Äxten und Wagenhebern bewaffnet.

Als die Menge den lichtüberfluteten Streifen zwischen den beiden Zäunen zur Hälfte überquert hatte, begann ein Maschinengewehr aus seiner Feuerstellung unterhalb der Hütten dicht über Are Köpfe hinweg zu schießen. Die offenbar als Warnung gedachten kurzen Feuerstöße dauerten jeweils nur drei oder vier Sekunden und verfehlten ihren Zweck völlig, denn die Masse drängte unablässig weiter und erreichte eine breite Öffnung in dem inneren Zaun, hinter dem ein ganzer Zug Soldaten in

Stellung lag. Dann wurde ein Mann kaum zehn Meter von Ransom entfernt erschossen und fiel rückwärts in den Sand. Ein anderer war am Bein verwundet und lag hilflos schreiend unter den Füßen der weiterflutenden Menge.

Ransom zog Catherine neben sich in eine flache Senke herab. Überall rannten Männer und Frauen in verschiedene Richtungen, als hätten sie in der allgemeinen Verwirrung ihr ursprüngliches Ziel vergessen. Einige Scheinwerfer waren inzwischen erloschen, aber Ransom erkannte trotzdem eine kleine Gruppe Bewaffneter, die sich auf die Dünen hinter den Hütten zurückzogen. Links

von ihnen brachen sich die Wogen am Strand und schäumten weit in die ausgetrocknete Flußmündung hinein.

Dann fielen wieder vereinzelte Schüsse, als die Soldaten über die Köpfe der dichtgedrängten Massen feuerten, die sich erneut in Richtung Meer bewegten. Ransom griff nach Catherines Arm und zog sie hinter sich her zu der Lücke im inneren Zaun.

Sie folgten einem tiefen Einschnitt, der schräg von den Hütten fortführte. Als sie dort im Sand hockten, um vor dem Endspurt zum Wasser auszuruhen und Kräfte zu sammeln, erschien drei Meter über ihnen ein Mann im brüchigen Gras der Düne. Er hob seine Pistole und schoß über die Sandhügel hinweg auf

die Menschen, die von den Soldaten zurückgetrieben wurden.

Als Ransom zu ihm aufsah, erkannte er die breiten Schultern und das aufgedunsene Gesicht wieder.

»Grady!« rief er. »Hören Sie auf, Mann!«

Der andere drehte sich nach ihnen um und starrte sie wütend an, als sie aus ihrem Versteck hervorkamen. Dann hob er wieder seine Pistole und zielte damit auf sie. Er schien Ransom wiedererkannt zu haben, bedrohte ihn aber trotzdem mit seiner Waffe.

»Zurück!« rief er heiser.
»Verschwinden Sie, wir waren zuerst hier!«

Aus der Dunkelheit hinter Ransom und

Catherine tauchten weitere Männer auf und liefen schreiend zum ausgetrockneten Flußbett hinüber. Grady beobachtete sie mit angstverzerrtem Gesicht. Wieder hob er die Pistole und schoß blindlings auf Ransoms Schatten. Während Catherine sich zu Boden warf, zog Ransom seine eigene Waffe aus dem Gürtel. Grady trat eilige Schritte weit vor und versuchte die Dunkelheit zwischen den Grasbüscheln mit den Augen zu durchdringen. Dabei zeichnete sich seine Silhouette deutlich im Scheinwerferlicht vor dem dunkleren Himmel ab. Ransom umklammerte den Pistolengriff mit beiden Händen, als er aufstand und Grady in die Brust schoß.

Er kniete neben dem kleinen Mann und hatte seine eigene Waffe irgendwo im Sand verloren, als ein Zug Soldaten aus der Dunkelheit heranmarschiert kam. Die Uniformierten warfen sich in seiner Nähe zu Boden und begannen über die Köpfe der Menschen zu schießen, die noch immer durch den Zaun fluteten.

Ein junger Leutnant, der seine Mütze verloren hatte, kroch zu Ransom hinüber. Er warf einen Blick auf die Leiche. »Einer von uns?« fragte er atemlos.

»Grady«, sagte Ransom. Der Leutnant sprang auf und befahl seinen Männern, sie sollten sich bis zu den Hütten zurückziehen. Jetzt fielen nur noch selten Schüsse, denn der größte Ansturm war vorüber. Viele Männer und Frauen

kehrten bereits durch die Zaunlücken ins Lager zurück. Andere waren durchgekommen und rannten jetzt zwischen den Hütten entlang zum Wasser. Die Soldaten achteten kaum auf sie und schienen nicht die Absicht zu haben, sie daran zu hindern.

Der Leutnant schob Catherine hinter die ehemalige Mole und rief Ransom zu: »Nehmen Sie seine Pistole und schießen Sie weiter! Nur über die Köpfe, aber wenn Sie selbst angegriffen werden, treffen Sie hoffentlich!«

Die Soldaten marschierten ab, und Ransom blieb neben Catherine hinter der Mole stehen. Kaum fünfzig Meter von ihnen entfernt rauschte das Meer am Strand. Catherine lehnte erschöpft an der

Mauer und schien gar nicht wahrzunehmen, wie nahe sie ihrem Ziel bereits waren.

Drei oder vier Gestalten kamen durch die flache Senke gerannt. Ransom hob die Pistole, ließ die Waffe aber wieder sinken, als die Männer sich ihm näherten. Dann tauchte noch einer auf – Philip Jordan, der den alten Neger auf dem Rücken trug. Er sah Ransom mit einer Pistole in der Hand vor sich stehen, hinkte aber barfüßig weiter.

Ransom warf die Pistole fort. Überall am Strand lagen Menschen einzeln und in kleinen Gruppen am Wasser. Die Soldaten sahen unbeweglich zu, wie die Neuankömmlinge sich in dem seichten Wasser ausstreckten, das ihre

ausgetrockneten Körper bei jedem Wellenschlag überflutete. Ransom lief mit Catherine hinter den anderen her und sah Philip Jordan am Strand knien, wo er den alten Neger vorsichtig absetzte. Als Ransom das kalte Wasser an den Beinen spürte, ließ er sich nach vorn fallen und hielt nur den Kopf über die Wellen, während sein Anzug sich voll Flüssigkeit sog.

Unter dem leeren Winterhimmel erstreckten sich die Salzdünen kilometerweit in allen Richtungen. Sie waren nur selten mehr als einen oder zwei Meter hoch und schimmerten feucht in der kalten Luft. Der Wind wehte vom Meer her landeinwärts über die seichten Tümpel, die sich hier und dort zwischen den Dünen gebildet hatten. An manchen Tagen machte sich der kommende Frühling bereits bemerkbar, wenn auf den grauen Salzhügeln weiße Flecken erschienen, wo die allmählich wärmere Sonne einen Teil der Feuchtigkeit

verdunstete. Aber diese ersten Anzeichen verschwanden meistens schon am frühen Nachmittag wieder, so daß die breiten Flanken der Dünen so grau wie zuvor schimmerten.

Zwischen Land und Meer existierte schon längst keine klare Trennungslinie mehr, denn die endlos weiten Untiefen bildeten nur eine allmählich verlaufende Grenzzone, die quer durch diese trostlos graue Einöde führte und zu keinem der beiden Elemente zu gehören schien. In unregelmäßigen Abständen tauchte das Metallskelett eines ehemaligen Förderbandes aus dem Salz auf, verschwand aber schon nach wenigen hundert Metern wieder zwischen den Dünen. Weiter seewärts bildeten die

Lachen schon größere Tümpel, und schmale Einschnitte wurden zu langen Kanälen, aber das Wasser in ihnen schien sich nie zu bewegen. Selbst wenn man eine Stunde lang durch das knietiefe Salz marschierte, blieb das Meer so weit wie zuvor entfernt, war aber trotzdem überall deutlich gegenwärtig und erzeugte die kalten Nebelschwaden, die sich träge dicht über den Salzhügeln bewegten.

Nach Norden zu waren die Dünen fester und höher, aber das Wasser zwischen ihnen stand nur selten mehr als einige Zentimeter tief. Wo sie das frühere Ufer erreichten, waren sie zu weißen Bergen aufgetürmt, hinter denen die Ausläufer des Küstengebirges

teilweise verschwanden. Der Strand selbst war meterhoch mit getrocknetem Salz bedeckt, so daß eine schräg abfallende Fläche entstand, die zu den grauen Dünen hinunterführte. Die rostigen Kühltürme einer alten Destillationsanlage ragten hier zum Himmel auf, und die Dächer der Wellblechhütten, die längst von ihren Fundamenten gerissen worden waren, lagen wie verschüttete Wracks im Salz. Weiter meerwärts verrosteten riesige Pumpen und die Förderbänder, die früher das überschüssige Salz ins Meer zurücktransportiert hatten.

Einige hundert Meter vom Ufer entfernt lagen zwei oder drei Schiffe bis zu den Oberdecks im Salz begraben, so daß

ihre grauen Aufbauten sich in den seichten Tümpeln der Umgebung spiegeln. Winzige Schuppen aus Blechen und anderen zufällig gefundenen Metallteilen standen gegen die Bordwände gelehnt oder waren fast unter den Hecküberhängen verborgen. Aus den Schornsteinen dieser primitiven Destillationsanlagen drang bläulicher Rauch, die der frische Wind rasch davontrug.

In unmittelbarer Nähe dieser Behausungen war ein Wasserreservoir angelegt worden, um das sich schützend eine Art Palisade erhob. Die Einfassung des Wasserspeichers war in mühsamer Handarbeit festgeklopft worden, aber die Feuchtigkeit drang überall durch die

Wände und machte sie ständig wieder weich. Obwohl die Bewohner der Salzwüste öfters zu irgendwelchen geheimnisvollen Zielen unterwegs waren, blieben ihre Fußspuren nur selten länger als einige Minuten auf der nachgiebigen Oberfläche zurück, denn das von unten heraufdringende Wasser verwischte schon bald alle Unebenheiten.

Kurz vor Tagesanbruch, als die Flut langsam bis an die Ausläufer des kilometerbreiten Küstenstreifens vordrang, füllten sich die schmalen Einschnitte und Kanäle allmählich mit Wasser. Die langgestreckten Salzdünen färbten sich rasch dunkler, als die

Feuchtigkeit an ihren Flanken emporkroch, und in den Kanälen entstanden offene Wasserflächen, die einige wenige Fische und andere Meerestiere mit sich brachten. Das kalte Salzwasser griff fast unmerklich nach dem finsternen Land und sickerte zwischen den Dünen hindurch, als sei es die erste Vorhut einer feindlichen Armee, die ihren bevorstehenden Angriff auf diese Weise tarnen wollte. Ein stürmischer Wind blies eisig vom Meer her, zerstreute die Nebelschwaden und trug einige Möwen über die Dünen.

Fast zwei Kilometer vom Strand entfernt schäumte das Wasser jetzt durch eine Bresche in einer quer zur Strömungsrichtung der Flut liegenden

Salzbank. Das Wasser strömte weiter und füllte eine große Lagune mit fast dreihundert Meter Durchmesser, wobei es die niedrigeren Dünen in der Mitte des Tümpels überflutete. Nachdem dieses künstliche Becken vollgelaufen war, beruhigte sich die Wasseroberfläche schließlich und spiegelte den wolkenlosen Himmel wider.

Die Ränder der Lagune waren mehr als einen Meter hoch aufgeschaufelt worden, so daß sie weit über die restlichen Dünen hinausragten, und die feuchten Salzkristalle bildeten eine fast achthundert Meter lange ununterbrochene Mauer. Als das Wasser durch die Bresche strömte, riß es einen Teil dieses

Schutzwalls mit sich, schlug dann aber nur noch leicht gegen die Ufer.

Jetzt kamen die Möwen heran und tauchten ins Wasser der Lagune hinab, wo Hunderte von Fischen dicht unter der Oberfläche schwammen. Der Inhalt der Lagune bewegte sich einen Augenblick lang nicht mehr und wirkte in dieser Sekunde wie glänzend poliertes Eis.

Dann ertönte ein lauter Schrei, als die Flut zurückzuweichen begann. Ein Dutzend Männer erschien hinter dem Wall der Lagune und begann das nasse Salz mit breiten Paddeln aus Fischbein in die Bresche zu schaufeln. Die Arbeitenden versanken bis zu den Hüften in dem grauen Brei, während sie verzweifelte Anstrengungen machten, die

Lücke zu schließen, bevor das Wasser zum Meer davonströmen konnte. Ihre Arme und Oberkörper waren mit Gummistreifen und Lappen umwickelt. Sie trieben sich gegenseitig mit lauten Rufen zu größerer Eile an und schaufelten immer rascher, als der Wasserspiegel vor ihren Augen zu sinken begann.

Zwanzig Meter von ihnen entfernt stand ein großer, hagerer Mann auf dem Wall und beobachtete die Anstrengungen der kleinen Gruppe. Er trug ein Cape aus Seehundfell über der linken Schulter und hielt ein breites Paddel in der Rechten. Sein dunkles Gesicht schien nur aus Knochen zu bestehen, die am Kinn und unter den tiefliegenden Augen fast durch

die straff gespannte Haut traten. Er starrte das eingefangene Wasser nachdenklich an, als wolle er zählen, wie viele Fische unter der glitzernden Oberfläche schwammen. Dann drehte er langsam den Kopf und beobachtete die zurückweichende Flut, deren rasche Strömung die Wälle teilweise auflöste und mitriß. Die Männer an der Bresche riefen ihm etwas zu, als sich das nasse Salz über sie ergoß, während sie verzweifelt bemüht waren, die Lücke nicht größer werden zu lassen, sondern weiter zu verkleinern. Der Mann in dem Seehundcape ignorierte ihre lauten Schreie und verfolgte gespannt das rasche Sinken des Wasserspiegels innerhalb der Lagune.

Im letzten Augenblick, als das Wasser bereits an einem Dutzend Stellen auszubrechen und den Wall zu unterspülen drohte, hob er sein Paddel und zeigte auf das gegenüberliegende Ufer. Dann stieß er einen lauten Schrei aus und begann das Wasser vor sich herzutreiben. Während er am Wall entlanglief und die erschöpften Männer vor der Bresche hinter sich zurückließ, tauchten zwanzig andere am Nordufer der Lagune auf. Sie arbeiteten wie rasend mit ihren breiten Paddeln und rissen eine breite Lücke in den Wall, bevor sie bis zur Brust ins Wasser wateten und es durch diese zweite Bresche trieben.

Das Wasser strömte rasch in die

umliegenden Einschnitte und Kanäle. Bis der Mann in dem Cape die eben entstandene Lücke erreicht hatte, war bereits die halbe Lagune ausgeflossen und rauschte auf den Strand zu, wobei sie unterwegs kleinere Dünen mitriß. Das Wasser bewegte sich nach Nordosten, beschrieb dann aber eine weite Kurve und floß in einen engen Kanal zwischen zwei Dünen. Dort wurde es nach links abgelenkt und strömte wieder in Richtung Ufer, während der Mann im Cape immer dicht in der Nähe blieb. Gelegentlich blieb er kurz stehen, um einen prüfenden Blick auf den Kanal zu werfen, der an einigen Stellen mit trockenerem Salz verstärkt worden war, und drehte sich dann nach

seinen Männern um, die hinter ihm das Wasser mit ihren Paddeln vorantrieben.

Plötzlich brach ein unterspülter Abschnitt der Kanalwand in sich zusammen, so daß ein Teil des kostbaren Wassers in benachbarte Einschnitte ablaufen konnte. Der Anführer der Männer stieß einen lauten Schrei aus und rannte auf die Einbruchsstelle zu, um das Wasser in den Hauptkanal zurückzutreiben. Seine Leute stolperten hinter ihm her, tauchten ebenfalls ihre Paddel ein und halfen ihm, das Wasser in die vorherige Richtung zu steuern.

Der Anführer ließ sie wieder allein und eilte nach vorn, wo die anderen den größten Teil des Wassers über die feuchten Dünen paddelten. Obwohl die

ursprüngliche Bewegungsenergie noch nicht völlig erschöpft war, füllte das Wasser jetzt einen ovalen See, in dem Hunderte von Fischen sich gegen die starke Strömung stemmten und doch mitgerissen wurden. Während der See sich weiter aufs Ufer zubewegte, blieben alle zwanzig Meter Dutzende von Fischen im Salz zurück, und zwei ältere Männer, die eine Art Nachhut bildeten, waren nur damit beschäftigt, sie aufzuheben und wieder nach vorn ins Wasser zu werfen.

Die anderen Männer lenkten den langgestreckten See mit ihren Paddeln und nahmen ihre Positionen am vorderen Ende ein. Der Mann im Cape befand sich ständig nur wenige Meter von der

schäumenden Bugwelle entfernt, während er den Kurs durch die links und rechts aufragenden Salzdünen bestimmte. Das Wasser floß nacheinander durch verschiedene Kanäle und vereinigte sich unterwegs mit einigen seichten Tümpeln, so daß der Gesamthalt des Sees sich erst kaum merklich verringert hatte, als die Entfernung von der ursprünglichen Lagune schon mehr als achthundert Meter betrug.

»Captain!« Dieser Ruf kam von den beiden Wachtposten am Ende des Sees.
»Captain Jordan!«

Der Anführer der Gruppe warf sich herum, hob sein Paddel und rannte vor seinen Leuten am Wasser entlang. Zweihundert Meter von ihnen entfernt

hatten fünf oder sechs Männer, die rasend schnell mit ihren kürzeren Paddeln arbeiteten, eine breite Lücke in das Westufer des Sees gerissen und trieben nun das Wasser auf die Dünen zu.

Die Fallensteller rannten schreiend von beiden Seiten herbei und stießen ihre Paddel ins Wasser, um ihm schon jetzt eine andere Bewegungsrichtung zu geben. Die Piraten achteten nicht auf sie, sondern trieben das Wasser weiter durch die Bresche voran. Zwischen den Dünen hatte sich bereits ein großer Tümpel mit etwa fünfzig Meter Durchmesser gebildet. Als die Hauptmasse des Sees die Lücke passiert hatte, so daß kaum noch Wasser zur Seite abfloß, rannten

die Piraten hinter dem Tümpel her und trieben ihn in westlicher Richtung davon.

Sie wurden jedoch verfolgt, und die Luft füllte sich plötzlich mit wirbelnden Paddeln und spritzendem Salz. Die Fallensteller versuchten das Wasser, das sie so mühsam erbeutet hatten, in die entgegengesetzte Richtung zurückzutreiben, wo der verkleinerte See jetzt davonrauschte. Einige von ihnen stürzten sich auf die Piraten und zersplitterten deren kurze Paddel mit ihren eigenen, die größer und schwerer waren. Ihr Anführer schlug einen der Piraten zu Boden und zerbrach dessen Paddel über dem Knie, dann traf er einen anderen im Gesicht und setzte ihn

dadurch für kurze Zeit außer Gefecht. Die Piraten wehrten sich mühsam gegen diese Übermacht, stolperten aber weiter und trieben das Wasser zwischen den Beinen ihrer Angreifer hindurch. Ihr Führer, ein älterer bärtiger Mann, rief ihnen einen kurzen Befehl zu, und seine Leute rannten in verschiedenen Richtungen davon, so daß das Wasser sich plötzlich auf ein halbes Dutzend kleinerer Tümpel verteilte, die sie mit ihren Paddeln und bloßen Händen weitertrieben.

Während dieser kurzen, aber heftigen Auseinandersetzung war der See in nördlicher Richtung abgelaufen. Die Verteidiger brachen den Kampf ab, gaben den Versuch auf, das geraubte

Wasser zurückzugewinnen, und rannten dem See nach, wobei das nasse Salz von ihren Gummianzügen triefte. Zwei oder drei der Fallensteller blieben nochmals stehen und drehten sich fluchend nach der kleineren Gruppe um, aber die Piraten waren schon zwischen den Dünen untergetaucht. Als das erste graue Morgenlicht die silberglänzenden Hügel aufleuchten ließ, verdeckte das rasch nachströmende Salz bereits ihre Fußstapfen.

Die Schürfwunde an seiner Backe schmerzte heftig, während Ransom sich langsam an den hohen Dünen vorbei weiterarbeitete und seinen kleinen Tümpel durch die Senken zwischen

ihnen steuerte. Wenn das Wasser sich gelegentlich von selbst in der gewünschten Richtung bewegte, blieb er stehen und horchte auf die Stimmen Jordans und seiner Männer, die sich zum Glück rasch entfernten. Früher oder später würde der strenge Captain eine Strafexpedition zum Strand hinüberschicken, wo die Ausgestoßenen lebten. Bei dem Gedanken an zertrümmerte Hütten und zerstörte Destillationsanlagen zuckte Ransom unwillkürlich zusammen, faßte sich aber rasch wieder und trieb sein Wasser durch die Senken voran. Der Tümpel war kaum sechs Meter breit und enthielt nur ein halbes Dutzend kleiner Fische. Ransom hob einen auf, der vor seinen

Füßen gestrandet war, betastete den plumpen Körper mit vor Kälte starren Fingern und warf ihn ins Wasser zurück.

Dreihundert Meter rechts von sich erkannte er Jonathan Grady, der seinen Tümpel durch die gewundenen Kanäle auf seine Hütte unter einem zertrümmerten Salzförderband zusteuerte. Er war erst siebzehn, aber schon so kräftig, daß er sich fast die Hälfte des gestohlenen Wassers gesichert hatte, das er jetzt unermüdlich vorantrieb.

Die anderen vier Mitglieder der Gruppe waren irgendwo zwischen den Salzbänken verschwunden. Ransom arbeitete sich mühsam weiter und betastete dabei die Schürfwunde auf

seiner Backe, die in der salzigen Luft heftig schmerzte. Zum Glück hatte Jordans Paddel ihn nicht mit der Kante, sondern nur mit der Breitseite getroffen, denn sonst wäre er vermutlich bewußtlos fortgeschleppt und in der Johnstone-Siedlung vor ein unbarmherziges Gericht gestellt worden. In diesem Fall hätte ihm selbst seine frühere Freundschaft mit dem Reverend, die nach zehn langen Jahren ohnehin längst vergessen war, nur wenig oder gar nichts genützt. Da das in der Vergangenheit vor der Küste abgelagerte überschüssige Salz allmählich in Bewegung geraten war und jetzt das ehemals flache und seichte Watt bedeckte, mußten Wasserfallen fast zwei

Kilometer vor der früheren Strandlinie gebaut werden. Deshalb war der Wasserdiebstahl in den Siedlungen an der Küste im Lauf der Zeit zum schwersten Verbrechen geworden, das überall strengste Bestrafung nach sich zog.

Ransom zitterte vor Kälte und versuchte die feuchten Lumpen auszudrücken, die er unter dem aus Gummistreifen zusammengenähten Schutzanzug trug. Der Anzug war nur behelfsmäßig mit Fiqschgut genäht und ließ an einem Dutzend Stellen Wasser durch. Ransom und die anderen Piraten hatten Jordans Männer schon drei Stunden vor Tagesanbruch über die grauen Dünen verfolgt. Sie hatten sich in

der Dunkelheit an dem leeren Kanal versteckt und auf das Umschlagen der Flut gewartet. Von diesem Augenblick an blieben ihnen nur wenige Minuten Zeit, um einen kleinen Teil des Sees zu stehlen. Hätten Jordan und seine Männer nicht die Hauptmasse des Wassers in das Reservoir der Siedlung zurückbringen müssen, wären die Piraten nicht mit einigermaßen heiler Haut davongekommen. Aber irgendwann in nächster Zeit würden die Fallensteller freiwillig ihre Beute im Stich lassen, um sich die Piraten ein für allemal vom Hals zu schaffen.

Während Ransom den kleinen Tümpel zu dem gestrandeten Leuchtschiff hinübertrieb, dessen Heck vierhundert

Meter vor ihm aus dem Salz ragte, zählte er automatisch immer wieder die Fische im Wasser und fragte sich dabei, wie lange er noch auf diese Weise von Jordan und seinen Männern leben konnte. Unterdessen war das Meer so weit entfernt und der Strand mit einer so hohen Salzschrift bedeckt, daß es nur größeren und sehr geschickten Mannschaften gelang, ausreichende Wassermengen in die Reservoirs zurückzubringen. Noch vor drei Jahren waren Ransom und der junge Grady imstande gewesen, einen Kanal durch die Dünen offenzuhalten, so daß die Flut ihnen Fische und Krabben brachte. Jetzt waren die Salzdünen jedoch allmählich aufgeweicht, wodurch jeder Kanal schon

nach zwanzig Metern in nachrutschendem Salz erstickte, wenn man nicht zwei Dutzend Männer zur Verfügung hatte, die ihn wieder ausgruben, bevor das Wasser diese Stellen erreichte.

Vor ihm ragten die Überreste eines der Förderbänder aus den Dünen. Um die rostigen Träger hatten sich kleine Wasserlachen angesammelt, und Ransom begann schnelle zu rennen, trieb seinen Tümpel vor sich her und versuchte, einen Teil dieses Wassers mitzureißen. Einmal stolperte er vor Erschöpfung, sank in die Knie, richtete sich aber sofort wieder auf und lief hinter dem Tümpel her, der das Förderband schon fast erreicht hatte.

Ein Fisch zuckte vor seinen Füßen im Salz. Ransom ließ ihn zurück, rannte keuchend weiter und holte das Wasser ein, das bereits um die Träger schwappte. Er trieb es mit gesenktem Kopf vorwärts und schaufelte den Tümpel über eine kleine Erhöhung in die nächste Senke.

Obwohl er dabei etwas Wasser gewann, hatte der Tümpel sich um mehr als ein Drittel verringert, als er endlich das Leuchtschiff erreichte. Ransom trieb ihn auf das kleine Becken an der Steuerbordbrücke des Schiffs zu. Diesen schmalen Tank – zwanzig Meter lang und zehn Meter breit – hatte er im Lauf der Jahre immer weiter verbessert, indem er die Wände mit Steinen und

Metallteilen verkleidete, die er am Ufer gesammelt hatte, und das Salz zwischen ihnen jeden Tag festklopfte. Das Wasser stand kaum zehn Zentimeter hoch, und an einem Ende des Beckens schwammen einige Seeanemonen und etwas eßbarer Tang – Ransoms einziges Gemüse. Er hatte schon oft versucht, in diesem Becken Fische zu züchten, aber das Wasser war so salzhaltig, daß alle Fische schon nach wenigen Stunden verendeten. In den Reservoirs der Siedlungen, wo das Wasser weniger salzig war, lebten die gefangenen Fische noch monatelang. Ransom mußte fast jeden Morgen in aller Frühe aufbrechen, um Wasser und Fische zu stehlen, wenn er nicht an fünf von sechs Tagen mit

getrocknetem Tang zufrieden war.

Er beobachtete den Tümpel, der wie eine müde Schlange ins Becken glitt, und bearbeitete dann die nasse Einfassung mit seinem Paddel, um das letzte Wasser aus dem Salz zu drücken. Die wenigen Fische schwammen langsam ans andere Ende und knabberten an dem Tang. Ransom zählte sie nochmals und ging dann langsam an dem alten Kesselrohr entlang, das vom Becken zu der Destillationsanlage führte, die neben seiner Hütte stand. Er öffnete die Tür, horchte auf das vertraute Brodeln und stellte verärgert fest, daß die Flamme unter dem Wasserbehälter nicht hoch genug brannte. Diese Brennstoffverschwendung machte ihn

Wasserbehälter auf Lecks und hob dann den Deckel ab. Das flache Gefäß enthielt drei Zentimeter Wasser. Er schüttete es vorsichtig in eine alte Whiskyflasche ab und hob den Trichter an die Lippen, um die letzten Tropfen aufzufangen.

Er ging zu der Hütte hinüber, betastete dabei wieder seine geschwollene Backe und überlegte sich, daß die Wunde auch unter dem Bart sichtbar sein mußte. Über ihm schien die Sonne auf die gewölbten Heckplatten des gestrandeten Leuchtschiffs und ließ die gläsernen Bullaugen aufleuchten, die Ransom an die Augen toter Fische erinnerten. Tatsächlich war dieser hilflose Leviathan, der weit außerhalb des Meeres in dieser Konzentration seines

zerstörendsten Elements begraben lag, in den vergangenen zehn Jahren wie ein riesiger Wal verrottet. Ransom wagte sich gelegentlich auf der Suche nach Rohren oder Ventilen ins Innere, aber der Maschinenraum und die Eisenstege waren zu grotesken hängenden Gärten verrostet.

Unter dem Heck, wo das massive Ruderblatt sie vor dem meistens herrschenden Ostwind schützte, stand Ransoms Hütte. Er hatte sie aus rostigen Autokarosserien gebaut, die er mühsam zerlegt und bruchstückweise hierher geschafft hatte.

Der Innenraum, dessen Fußboden aus hölzernen Decksplanken bestand, wurde durch eine einzige Fischöllampe erhellt,

als Ransom ihn betrat. Die Lampe hing an einer dünnen Kette und schwang gleichmäßig langsam in dem kalten Luftzug, der durch die Ritzen zwischen den Metallwänden drang.

Ein kleiner Benzinofen, dessen behelfsmäßiges Rohr durch die Decke ins Freie führte, brannte in der Mitte des Raums. Zwei Eisenbetten und ein niedriger Tisch vervollständigten die Einrichtung. Auf einem der Betten lag Judith Ransom mit einer geflickten Decke über den Knien. Als sie zu Ransom auf sah, warf ihre seltsam deformierte Schläfe einen unregelmäßigen Schatten über die eine verbrannte Gesichtshälfte. Seit ihrem Unfall machte sie keinen Versuch mehr,

die nach innen gewölbte Schläfe zu verbergen, sondern trug ihre ergrauten Haare in einem Knoten am Nacken.

»Du kommst spät«, sagte sie. »Hast du etwas erwischt?«

Ransom setzte sich auf die Bettkante und zog langsam seinen Gummianzug aus. »Fünf«, antwortete er. Als er sich die schmerzende Backe rieb, fiel ihm ein, daß er und Judith jetzt ähnlich gezeichnet waren. »Drei sind ziemlich groß – draußen im Meer scheint es reichlich Futter zu geben. Einen habe ich leider zurücklassen müssen.«

»Um Himmels willen, warum denn?« Judith richtete sich auf und starrte ihn entsetzt an. »Wir müssen Grady drei abgeben, und du weißt selbst, daß er

nicht mit kleinen zufrieden ist! Dann bleiben uns nur zwei für heute!« Sie sah sich verzweifelt in der winzigen Hütte um, als hoffe sie, in jeder Ecke könne plötzlich auf magische Weise ein großer Hering für sie liegen. »Ich verstehe dich einfach nicht, Charles. Jetzt mußt du heute abend noch einmal hinaus.«

Ransom gab den Versuch auf, seine hohen Stiefel auszuziehen, die wie der Anzug aus Autoschläuchen bestanden, und lehnte sich auf dem Bett zurück. »Das ist unmöglich, Judith. Ich bin jetzt schon völlig erschöpft.« Er gebrauchte unwillkürlich ihren weinerlichen Tonfall, als er fortfuhr: »Wir wollen doch nicht, daß ich wieder krank werde, oder?« Dann lächelte er aufmunternd und

drehte den Kopf zur Seite, damit Judith nicht sah, daß er verletzt war. »Außerdem sind sie abends nicht wieder unterwegs. Sie haben einen riesigen See eingebracht.«

»Das tun sie immer.« Judith machte eine schwache Handbewegung. Sie hatte sich noch immer nicht von Ransoms Krankheit erholt. Ihn zu pflegen und Nahrung für sie beide zu erbetteln, war schlimm genug gewesen, aber die Tatsache, daß ihr Versorger zwei Wochen lang ausgefallen war, hatte ihr wesentlich mehr zugesetzt. »Kannst du nicht ans Meer gehen und dort fischen? Warum mußt du immer das Wasser stehlen?«

Ransom reagierte zunächst nicht auf

ihre Vorwürfe. Er hielt seine vor Kälte starren Hände an den Ofen. »Das Meer ist gar nicht erreichbar, verstehst du? Überall gibt es nur Salz, Salz und nochmals Salz. Außerdem habe ich kein Netz.«

»Charles, was ist mit deinem Gesicht? Wer hat das getan?«

Einen Augenblick lang machte ihr empörter Tonfall Ransom wieder Mut, weil er zu beweisen schien, daß Judith noch immer so selbstbewußt wie vor fünf Jahren war, als sie die Johnstone-Siedlung aus eigenem Antrieb verlassen hatte. Dieses Gefühl der Unabhängigkeit richtete Ransom etwas auf, so daß er sich fast über die Verletzung freute, die es an den Tag gebracht hatte.

»Wir sind kurz mit ihnen aneinandergeraten. Dabei hat mich ein Paddel erwischt.«

»Mein Gott! Wessen Paddel? Jordans?« Als Ransom schweigend nickte, sagte sie erbittert: »Eines Tages schlägt ihm noch jemand den Schädel ein.«

»Er hat nur seine Pflicht getan.«

»Unsinn. Er fällt immer über dich her und läßt die anderen laufen.« Sie sah Ransom kritisch an und lächelte dann sogar. »Armer Charles.«

Ransom zog die Stiefel bis an die Knöchel hinab, durchquerte den winzigen Raum und setzte sich neben Judith auf die Bettkante. Als er sich in der kümmerlichen Hütte umsah, fiel ihm

wieder einmal auf, wie sehr seine Lebensumstände sich in den vergangenen fünf Jahren verschlechtert hatten, seitdem Judith zu ihm zurückgekommen war. Er war sich aber auch darüber im klaren, daß diese Erscheinung auf alle Siedlungen an der Küste zutraf, die in einem ständigen Niedergang begriffen waren. Natürlich hatte er jetzt die Aufgabe, sie beide zu ernähren, und Judith konnte ihn dabei kaum unterstützen, aber sie bewachte zumindest ihre wenigen Vorräte, solange er unterwegs war. Überfälle auf die isolierten Hütten einzelner Familien waren in letzter Zeit immer häufiger geworden.

In den ersten Jahren, als Judith noch

mit Hendry in der Siedlung lebte, war Ransom aufgefallen, daß sie immer merkwürdiger und aggressiver wurde, woraus er damals geschlossen hatte, ihre Persönlichkeit sei dem Leben am Strand nicht gewachsen und zerbreche allmählich daran. Später, als Hendry Johnstones Stellvertreter geworden war, erwies sich seine Verbindung zu Judith als hinderlich. Ihre spitze Zunge und ihre unberechenbare Art machten sie bei Johnstones Töchtern und den anderen Frauen zusehends unbeliebt. Judith hatte die Siedlung aus eigenem Antrieb verlassen. Nachdem sie einige Zeit gefährlich in den zerfallenen Hütten am Rand der Salzwüste gelebt hatte, war sie eines Tages bei Ransom aufgetaucht und

hatte an die Tür seiner Behausung geklopft. Erst dann wurde Ransom klar, daß Judith zu den wenigen Menschen gehörte, die das Leben am Strand bisher unversehrt überstanden hatten. Die Kälte und das Salzwasser hatten nur den dünnen Firnis guter Erziehung abgetragen, so daß darunter ihr wahrer Kern zum Vorschein kam.

Ransom runzelte nachdenklich die Stirn, als er Judith betrachtete, die auf der Seite lag und die bläuliche Flamme des Ofens anstarrte. Obwohl sie die letzten fünf Jahre miteinander verbracht hatten – fünf arktische Winter und fünf Sommer, in denen die Salzdünen wie Kreidefelsen unter einer strahlenden Sonne lagen –, bestand kaum eine

persönliche Verbindung zwischen ihnen. Der Erfolg, falls dieser Ausdruck überhaupt zutraf, ihrer gegenwärtigen Interessengemeinschaft war durch sachliche Umstände und Gegebenheiten bestimmt worden, denen sie beide allein hilflos ausgeliefert gewesen wären.

Er stand auf. »Ich hole einen Fisch herunter, damit wir etwas zum Frühstück haben.«

»Können wir uns das leisten?«

»Nein. Aber vielleicht kommt heute nacht eine Flutwelle.«

Alle drei oder vier Jahre ereignete sich irgendwo ein Seebeben und erzeugte eine gewaltige Flutwelle, die den Strand überspülte. Die dritte und vorläufig letzte dieser Wellen war vor

zwei Jahren eine Stunde vor Tagesanbruch über die Küste hereingebrochen und hatte den Strand kilometerweit überflutet. Hunderte von Hütten waren in dem hüfthohen Wasser zusammengebrochen, das auch die Reservoirs innerhalb weniger Sekunden mit sich fortschwemmte. Die Siedler hatten nur hilflos verzweifelt zusehen können, wie das Wasser ihre gesamte Habe vernichtete oder davontrug. Während die Flut allmählich wieder zurückging, waren die Strandbewohner auf die höchsten Dünen geklettert und hatten dort den Morgen erwartet.

Als die Sonne dann am Horizont erschien, hatten sie ein gewaltiges Schauspiel vor Augen. Zwischen den

Dünen waren Zehntausende von gestrandeten Fischen zurückgeblieben, und jeder kleine Tümpel war mit Krabben und anderen eßbaren Tieren gefüllt. Das nun folgende Schlachtfest, an dem auch die Möwen kreischend teilnahmen, hatte die Lebensgeister der Zurückgebliebenen wieder geweckt. Sie waren unter Johnstones Führung drei Wochen lang von einem Tümpel zum anderen gezogen und hatten sich so vollgegessen, als wollten sie für die nächsten Jahre vorsorgen.

Ransom ging langsam zu dem Fischbecken hinüber und dachte nicht an diese Flutwelle, sondern an die erste, die knapp sechs Monate nach seiner Ankunft die Küste überschwemmt hatte.

Damals waren kaum Fische, aber Tausende von Leichen an den Strand getrieben worden. Die unzähligen Leichen, die sie nach dem blutigen Kampf um die Küste ins Meer geworfen hatten, waren wieder zurückgekommen und lagen jetzt bleich und aufgedunsen in den Tümpeln zwischen den Dünen. Sie hatten nächtelang gearbeitet und die Leichen in Massengräbern unter den ersten Salzhügeln beigesetzt. Ransom wachte noch lange danach gelegentlich auf und ging in die Dunkelheit hinaus, weil er geträumt hatte, die gebleichten Knochen sprössen durch das Salz zu seinen Füßen.

In den letzten Wochen waren diese Erinnerungen, die Ransom so lange

unterdrückt hatte, verstärkt zurückgekommen. Während er einen Hering mit dem Paddel aus dem Wasser holte, überlegte er sich, daß sein Widerwille gegen das Leben in der Siedlung vielleicht darauf beruhte, daß er Fische mit Leichen identifizierte. Aber obwohl er nur mit Abscheu an die unbedeutende Rolle zurückdachte, die er während des Massakers gespielt hatte, war er sich jetzt im Grunde genommen darüber im klaren, daß er sich der streng reglementierten Gemeinschaft des Reverends anschließen würde. Vielleicht gelang es ihm dadurch, die Erinnerungen zum Schweigen zu bringen, denen er sich allein hilflos ausgeliefert wußte.

Als der Fisch in der Pfanne briet, sagte er zu Judith: »Grady zieht bald in die Siedlung.«

»Was? Ausgeschlossen!« Judith machte eine wegwerfende Handbewegung. »Er ist schon immer ein Einzelgänger gewesen. Hat er selbst davon gesprochen?«

»Nicht richtig, aber ...«

»Dann bildest du dir alles nur ein.« Sie teilte den Fisch und schob Ransom seine Portion zu. »Jonathan Grady ist sein eigener Herr und Meister. Er würde es bei dem verrückten alten Pfarrer und seinen übergeschnappten Töchtern keine Woche lang aushalten.«

Ransom kaute auf dem weißen Fleisch herum. »Er hat davon gesprochen, als

wir auf die Flut warten mußten. Ich habe deutlich gemerkt, wie sehr ihn diese Frage beschäftigt – er ist vernünftig genug, um zu erkennen, daß wir uns hier nicht mehr lange halten können.«

»Das ist Unsinn. Bisher haben wir es auch geschafft.«

»Aber, Judith, wir leben wie Tiere. Das Salz bewegt sich weiter, so daß die Küstenlinie sich jeden Tag ein paar Meter seewärts schiebt.«

»Dann suchen wir uns eben einen anderen Platz am Strand. Wenn wir wollen, können wir hundert Kilometer marschieren.«

»Jetzt nicht mehr. Dazu gibt es schon zu viele Fehden. Überall an der Küste liegen kleine Siedlungen, die

eifersüchtig ihren Strandabschnitt bewachen und vor jedem Fremden Angst haben.« Er runzelte nachdenklich die Stirn. »Ich habe fast das Gefühl, Grady wollte mich warnen.«

»Was soll das heißen?«

»Wenn er in die Siedlung zieht, gehört er zu Jordans Team. Dann führt er es bestimmt geradewegs hierher. Irgendwie wollte er mir zu verstehen geben, wie sehr er sich über diese Gelegenheit freut, endlich an mir Rache nehmen zu können.«

»Weil du seinen Vater erschossen hast? Aber das ist doch schon ewig lange her. Außerdem war es nur ein bedauerlicher Unfall, der jedem hätte zustoßen können.«

»Du irrst dich. Je mehr ich darüber nachdenke, desto überzeugter bin ich davon, daß es ein kaltblütig durchgeführtes Experiment war, das mir beweisen sollte, wie gleichgültig mir alle anderen bereits geworden waren.« Er zuckte mit den Schultern. »Wenn wir selbst in die Siedlung ziehen wollen, müssen wir uns um Aufnahme bemühen, bevor Grady dort ist.«

Judith schüttelte langsam den Kopf. »Charles, wenn du dorthin gehst, bist du erledigt. Das weißt du selbst.«

Eine Stunde später, als Judith wieder fest eingeschlafen war verließ Ransom die Hütte und ging in den kalten Morgen hinaus. Die Sonne stand jetzt höher, aber

die Dünen blieben trotzdem grau und leblos. Er wartete fünf Minuten, um ganz sicherzugehen, daß Judith wirklich schlief, nahm dann sein Paddel auf und schaufelte das Wasser aus dem Tank neben dem Schiff. Dadurch entstand ein Tümpel mit etwa sieben Meter Durchmesser, der nur unwesentlich größer als der andere war, den Ransom morgens nach Hause gebracht hatte.

Ransom trieb das Wasser vor sich her durch die Dünen und nützte dabei das leichte Gefälle aus, das nach Osten führte. Während er rasch voranschritt, beobachtete er aufmerksam seine Umgebung. Niemand würde ihm diesen kleinen Tümpel stehlen wollen, aber sein Aufbruch konnte einen hungrigen

Einzelgänger dazu verführen, in die Hütte einzubrechen. Hier und dort sah er Fußspuren im Salz, aber sonst erstreckten sich die niedrigen Dünen so eintönig und gleichmäßig wie immer. Mehrere hundert Meter von ihm entfernt saßen einige Möwen auf einer feuchten Salzbank, aber bis auf den Tümpel, der vor seinen Füßen entlangschäumte, bewegte sich nichts am Strand oder in der Luft.

Ein zerfallenes Förderband erstreckte sich wie eine riesige Schlange über die Dünen und verschwand wieder im Salz, ohne das weit entfernte Meer erreicht zu haben. Ransom änderte seine bisherige Marschrichtung und bog vorher nach Osten ab, wo die Dünen in eine weniger zerklüftete Ebene übergingen. Er bewegte sich rascher voran und nützte lange Gefällstrecken aus, über die das Wasser von selbst in die gewünschte Richtung floß. Dieser Kurswechsel hatte außerdem den Vorteil, daß sein Ausgangspunkt nicht mehr erkennbar

war. Als er einige hundert Meter weiter ein zweites Förderband passierte, sah er über sich einen Wachtposten stehen, der seinen Speer schliff. Ransom hielt sich nicht auf, sondern trieb sein Wasser weiter.

Vor ihm stiegen mehrere gestrandete Frachter, die halbkreisförmig beieinander lagen, aus der Sandwüste auf. Um sie herum standen wanzige Hütten und verschiedene andere Anbauten. Einig bestanden wie Ransoms kümmerliche Behausung aus Karosserieteilen, aber andere waren aus Holz gebaut, hatten Fenster und Türen und waren zudem durch Eisenstege verbunden. Blaugrauer Rauch drang aus den Schornsteinen und vermittelte den

Eindruck behaglicher Wärme und emsiger Geschäftigkeit. Eine Batterie von zehn Destillationstürmen zwischen den Wracks stieß riesige Dampfwolken aus, die der kalte Wind rasch zerstreute und davontrieb.

Die Siedlung war von einem doppelten Stacheldrahtzaun umgeben. Als Ransom sich dem Tor näherte, sah er die großen Wasserspeicher und Fischbecken, die jeweils über sechzig Meter lang waren. In einem der Reservoirs arbeiteten schweigend zehn oder zwölf Männer und wurden dabei von einem Aufseher beobachtet, der einen langen Stab in der Hand trug. Obwohl in der Siedlung etwa dreihundert Menschen lebten, war der große Versammlungsplatz völlig leer.

Ransom hatte schon bei seinen früheren Besuchen festgestellt, daß hier nur gearbeitet und nie gefaulenzt wurde.

Ransom trieb sein Wasser vor sich her auf das Tor zu, wo einige Hütten in der Nähe des Wachturms standen. Zwei Frauen saßen vor der Tür eines Schuppens und wiegten ein kränklich aussehendes Kind. An verschiedenen Stellen außerhalb der eigentlichen Siedlung waren kleinere Ansammlungen von Hütten entstanden, deren Bewohner entweder schon immer dort wohnten oder zu faul waren, um sich den strengen Vorschriften der größeren Gemeinschaft anzupassen. Sie alle verfügten jedoch über bestimmte Spezialkenntnisse oder Fähigkeiten, mit denen sie für ihre Plätze

zahlten.

Bullen, der Torwächter, der Ransom jetzt entgegensah, schnitzte zum Beispiel die Paddel, die jeder Fallensteller brauchte. Hinter seiner Hütte stand eine ganze Reihe dieser Werkzeuge, die mit Draht zusammengebunden waren, in der Sonne, um dort zu trocknen. Als Gegenleistung hatte Bullen die Erlaubnis erhalten, das Tor zu bewachen und eine Art Wegzoll zu erheben. Er starrte Ransom mit mißtrauisch zusammengekniffenen Augen an und rieb sich dabei das Kinn.

»Wieder einmal hier?« sagte er. Obwohl Ransom nur selten in der Siedlung auftauchte, schien Bullen sich irgendwie vor ihm zu fürchten, als hätten

diese gelegentlichen Besuche bisher immer nur Unglück gebracht. Er zeigte mit seinem Paddel auf Ransoms Tümpel. »Was soll das?« wollte er dann wissen.

»Ich möchte Captain Hendry besuchen«, antwortete Ransom.

Bullen murmelte etwas vor sich hin, gab aber trotzdem den Weg frei. Als Ransom sein Wasser durchs Tor treiben wollte, hielt der Wächter es mit dem Paddel zurück. Ransom begriff diesen Wink und schaufelte einen kleinen Teil in das Bassin neben dem Wachturm. Normalerweise hätte Bullen zumindest zwei oder drei kleine Heringe erwartet, aber nach einem kurzen Blick auf Ransoms gesamte Erscheinung schien er einzusehen, daß diese wenigen Liter

Wasser alles waren, was der Besucher entbehren konnte.

Als sich das Tor hinter ihm schloß, steuerte Ransom seinen Tümpel durch die Siedlung. Der größte Frachter, dessen Bug unter dem Salz begraben lag, bildete den Mittelpunkt der ganzen Anlage. Ein Teil der Steuerbordwand, die landeinwärts zeigte, war demontiert worden, wodurch Platz für eine Reihe zwei- und dreistöckiger Kabinen geschaffen war, die in die Decks hineinragten. Das Achterdeck des Schiffs, das sich hoch in die Luft erhob, trug ein riesiges Kreuz aus Fischbein und war die Kapelle der Siedlung. Die Bullaugen waren durch primitive Buntglasfenster ersetzt worden, die

Christus und seine Jünger von Fischen und Seepferdchen umgeben zeigten.

Daß die Bewohner der Siedlung sich fast ausschließlich mit dem Meer und seinen Kreaturen beschäftigten, war auf den ersten Blick klar. Vor jeder Hütte lagen Dutzende von getrockneten kleinen Fischen auf flachen Steinen oder hingen an den Dächern. Gelegentlich waren auch Haie im seichten Wasser an der Küste gestrandet, die jetzt an den Relings der Frachter hingen, während ein riesiger Schwertfisch, auf den die ganze Siedlung stolz zu sein schien, auf der Back dicht unter dem Kreuz befestigt war. Der Reverend Johnstone hatte ihn dort anbringen lassen, weil sein langes Schwert den militanten Stolz der

Bewohner der Siedlung zu versinnbildlichen schien.

An der zum Meer gekehrten Seite der Schiffe arbeitete eine zweite Gruppe von Männern in einem der Becken. Die Arbeiter stapften durch das kalte Wasser, während sie den eßbaren Tang ernteten. In ihren unförmigen Gummianzügen wirkten sie wie primitive Taucher, die im seichten Wasser mit behelfsmäßiger Ausrüstung experimentierten.

Unmittelbar an der Gangway des Frachters waren fünf oder sechs kleinere Becken in die Salzdünen gegraben worden und dienten als vorläufige Reservoirs für Leute, die mit ihrem Wasser die Küste entlangzogen. Ransom

steuerte seinen Tümpel in das zweite Becken, denn das erste war bereits belegt, weil ein auswärtiger Fischer einem der Aufseher seinen Fang zum Kauf anbot. Die beiden Männer handelten eifrig miteinander und stiegen sogar ins Wasser, um die Fische aus nächster Nähe zu betrachten und prüfend in der Hand zu wiegen.

Ransom trieb sein Paddel neben dem Becken ins Salz. Unterwegs war fast die Hälfte des Wassers verlorengegangen, so daß jetzt kaum noch genügend übrigblieb, um den Boden des Bassins zu bedecken.

Er rief zu dem Ausguck auf der Brücke hinauf: »Ist Captain Hendry an Bord? Ransom möchte ihn kurz sprechen.«

Der Mann kletterte aufs Deck hinunter und ging vor Ransom her. Sie kamen an mit Brettern verschaltten Bullaugen vorbei. Der Schiffsrumpf war seit zehn Jahren nicht mehr gestrichen worden und hielt eigentlich nur noch durch Rost zusammen. Bordwände und Decks wiesen an vielen Stellen Einschüsse auf – der Frachter, der Wasser und Lebensmittel an Bord hatte, war von den Massen am Strand gestürmt und dann von dem Zerstörer unter Feuer genommen worden, der jetzt zweihundert Meter weit entfernt zwischen den Dünen lag. Durch eine dieser Öffnungen im Deck über ihm, deren gezackte Ränder an eine exotische Blüte erinnerten, sah Ransom ein altes Chorhemd in der

Sonne trocknen.

»Warten Sie hier. Ich melde Sie bei Captain Hendry an.«

Ransom beugte sich über die Reling und sah in den Hof hinunter. Eine alte Frau in einem schwarzen Umschlagtuch zerkleinerte Treibholz mit einer Axt, eine andere lockerte den Tang auf, der in der Sonne zum Trocknen ausgebreitet lag. Die ganze Atmosphäre der Siedlung war eintönig und freudlos, als handle es sich dabei um eine Verbanntenkolonie, die mühsam in einer unwirtlichen Gegend zusammengehalten wurde. Zum Teil war dies auf ein gewisses Schuldbewußtsein zurückzuführen, das die Überlebenden noch jetzt verfolgte – die Geister der Tausenden, die am

Strand ermordet oder ins Meer getrieben worden waren, um dort zu sterben, schienen weiter über den Salzdünen zu schweben. Gleichzeitig war diese Lebensweise aber auch als Reflexion eines allmählichen Niedergangs zu verstehen, denn die Überreste ihres früheren Lebens, die einzigen Materialien, die sie noch zur Verfügung hatten, versanken immer tiefer in den sterilen Dünen. Dieses Bewußtsein schwindender Möglichkeiten schien den Unternehmungsgeist der Siedler völlig gelähmt zu haben, so daß sie sich ausschließlich auf solche Arbeiten beschränkten, die zur Erhaltung und Sicherung ihrer gegenwärtigen kümmerlichen Existenz dienten.

»Der Captain läßt bitten.«

Ransom folgte dem Mann unter Deck. Diese seemännische Terminologie – innerhalb der Siedlung gab es etwa ein Dutzend Captains, zu denen Hendry, Jordan und der Reverend Johnstone gehörten, der allerdings eine Art Exofficio-Admiral war – stellte ein Überbleibsel aus der ersten Zeit dar, als die ursprünglichen Siedler an Bord des Frachters gelebt hatten. Das Schiff lag damals noch im seichten Wasser vor der Küste und war den Wogen hilflos preisgegeben, bis die riesigen Salzberge der Destillationsanlagen das Wasser ins Meer zurückgedrängt hatten. Zu diesem Zeitpunkt lebten Tausende von Umsiedlern in den Autos und Hütten am

Strand, und die Destillationsanlagen, die nun von Bürgerkooperativen betrieben wurden, nachdem das Militär die Waffen gestreckt hatte, erzeugten täglich jeweils einige Tonnen Salz. Der große Frachter war bald von diesen weißen Massen überflutet worden.

»Nun, was bringt Sie zu mir, Charles?« Hendry saß an seinem Schreibtisch in der ehemaligen Kabine des Schiffszahlmeisters und hob nur kurz den Kopf, als Ransom hereinkam. Er wies ihm mit einer Handbewegung einen Sessel an und sah dann wieder auf die Spalten des alten Logbuchs, in dem er wichtige Ereignisse aufzeichnete und gleichzeitig Buch über die Vorräte der Siedlung führte. In den vergangenen

Jahren war seine Gutmütigkeit abgebröckelt, so daß jetzt nur der gewissenhafte und peinlich korrekte Polizist übrigblieb, der er im Grunde genommen schon früher gewesen war. Hendry hatte es sich angewöhnt, alles nur daraufhin zu untersuchen, ob es der Siedlung nützen oder schaden konnte, und betrachtete Ransom deshalb unverhohlen mißtrauisch und zurückhaltend.

»Judith läßt Sie herzlich grüßen, Captain«, begann Ransom. »Wie geht es dem Baby?«

Hendry machte eine vage Geste mit seinem Federhalter. »So gut, wie man es unter den Umständen erwarten kann.«

»Möchten Sie Wasser für das Baby?

Ich habe etwas mitgebracht. Es ist eigentlich für die Siedlung bestimmt, aber Sie und Julia haben vielleicht auch Verwendung dafür.«

Hendry runzelte die Stirn und starrte Ransom ins Gesicht. »Was für Wasser ist das, Charles? Ich wußte gar nicht, daß Sie so reichlich versorgt sind, daß Sie Wasser zu verschenken haben.«

»Es gehört eigentlich gar nicht mir. Die Piraten sind gestern nacht wieder unterwegs gewesen und haben Jordan bestohlen. Ich habe den Tümpel zufällig in der Nähe des Kanals entdeckt.«

Hendry stand auf. »Schön, sehen wir uns also das Wasser an.« Er ging an Deck voraus. »Welches meinen Sie? Das dort unten?« Er schüttelte den Kopf

und wollte in seine Kabine zurück.
»Charles, was wollen Sie damit erreichen?«

Ransom holte ihn ein. »Judith und ich haben ernstlich darüber gesprochen, Captain ... Bisher waren wir so egoistisch, allein am Strand zu leben, aber jetzt sind wir bereit, uns der Siedlung anzuschließen. Wahrscheinlich brauchen Sie schon bald zusätzliche Arbeitskräfte, um das Meer hereinzuholen.«

»Charles ...« Hendry zögerte. »Wir haben genügend Wasser.«

»Das stimmt vielleicht jetzt noch, aber in ein oder zwei Jahren ... Wir müssen vorausdenken.«

Hendry nickte langsam. »Das ist ein

guter Rat.« Er drehte sich in der Kabinentür um. Eine Sekunde lang schimmerte der alte Hendry wieder aus seinen hellen Augen. »Vielen Dank für das Angebot, uns das Wasser zu schenken, Charles. Aber ich bezweifle, daß es Ihnen bei uns in der Siedlung gefallen würde. Die Leute haben hier schon zuviel gemeinsam durchlitten und in gemeinsamer harter Arbeit aufgebaut. Wenn Sie hierherkämen, wären Sie innerhalb kurzer Zeit am Ende.«

Er starrte nachdenklich den vor seiner Kabine hängenden kleinen Hai an, der Ransom aus vertrockneten Augenhöhlen zu beobachten schien.

Ransom blieb noch kurze Zeit an der

Reling stehen, bis er sich von diesem Schock erholt hatte. Hendrys Ablehnung bedeutete, daß er sich an eine Entscheidung gebunden fühlte, die bei den Beratungen der anderen Captains gefallen war.

Der Ausguck wartete unbeweglich an der Gangway. Ransom ging zu ihm hinüber. »Ist Captain Jordan an Bord? Kann ich ihn sprechen?«

Der Mann schüttelte den Kopf. »Er ist drüben bei den Klippen und kommt wahrscheinlich erst gegen Abend zurück.«

Ransom warf einen Blick auf die weit entfernten Hügel und überlegte, ob er hier auf Jordan warten sollte. Philip verschwand fast jeden Nachmittag in den

Hügeln über dem Strand, wo sich seine Spur in den Sanddünen verlor, die der Wind in Einschnitten aufgehäuft hatte. Ransom vermutete, daß er dort das Grab seines Pflegevaters besuchte. Der alte Neger war schon am zweiten Tag nach ihrer Ankunft gestorben, und Philip hatte ihn irgendwo zwischen den Dünen bestattet.

Als er an dem Ausguck vorüberging, sagte der Mann leise: »Miß Vanessa möchte Sie sprechen.«

Ransom nickte ihm zu, sah nochmals über die Reling und ging dann auf die Backbordseite hinüber. Die Schritte des Wachpostens dröhnten gleichmäßig über die Brücke, aber ansonsten herrschte hier völlige Ruhe.

Ransom ging das leere Deck entlang. Eine verrostete Eisentreppe führte zum Bootsdeck hinauf. Die meisten Rettungsboote waren während der Beschießung durch Splitter zerstört worden, aber die ehemaligen Offizierskabinen waren intakt geblieben. Vanessa Johnstone lebte allein in einer dieser kleinen Zellen hinter der Brücke.

Als Ransom die Eisentreppe erreichte, blieb er kurz stehen und sah durch einen beschädigten Ventilator. Unter ihm erstreckte sich der Mittelsaal des Schiffs. Dieser lange und hohe Raum war entstanden, als das Deck zwischen Aufenthaltsraum und dem Speiseraum durchgerostet war. Jetzt diente er Johnstone als Sakristei und Thronsaal

zugleich.

Ein halbes Dutzend Öllampen leuchtete auf Halterungen an der Wand und warf ein unsicher flackerndes Licht an die Decke, wo die Schatten der früheren Deckstützen wie gezackte Speere tanzten. Der Boden war mit Matten aus getrocknetem Tang bedeckt, um die Kälte abzuhalten. Im Mittelpunkt des Saales, fast genau unter Ransom, saß der Reverend Johnstone auf einem Lehnstuhl im Bugabschnitt eines alten Rettungsbootes, von dem aus Johnstone damals den ersten Angriff gegen den Frachter vorgetragen hatte. Die muschelförmige Schale, von deren Planken die weiße Farbe abblätterte, stand auf einem niedrigen Podest, das

früher zur Ausrüstung der Bordkapelle gehört hatte. Am Boden neben Johnstone hockten seine beiden Töchter Julia und Frances mit zwei oder drei anderen Frauen, die den Schlaf eines Babys bewachten, das in alte Spitzen gehüllt auf den Matten lag.

Als Ransom auf die beiden Töchter herabsah, konnte er kaum glauben, daß sie erst vor zehn Jahren hierher an den Strand gekommen waren. Die eintönige Diät aus Fischöl und Heringen hatte ihre Gesichter anschwellen lassen, so daß sie jetzt Eskimofrauen glichen. Bei ihrem Anblick fühlte Ransom sich allerdings auch an Gefängniswärterinnen erinnert, weil er wußte, daß sie allein bestimmten, was ihr Vater tun durfte, der

offiziell Oberhaupt dieser Siedlung war. Ransom hätte keinen bestimmten Grund für seinen Verdacht angeben können, war aber trotzdem davon überzeugt, daß er seinen Ausschluß nur diesen beiden Frauen zu verdanken hatte. Julia und Frances schienen nur um die Erhaltung des augenblicklichen Zustands besorgt zu sein und betrachteten ihn vermutlich als ernste Gefahr für die Siedlung, weil er es fertiggebracht hatte, seine Persönlichkeit trotz der zehn langen Jahre in den Salzdünen einigermaßen unbeschädigt zu bewahren.

Der Reverend Johnstone, ihr seniler Vater, hatte inzwischen bestimmt allen Einfluß verloren. Er saß wie ein gestrandeter Neptun tief im Inneren

dieses hilflosen Wracks, hatte das Meer schon seit Jahren nicht mehr gesehen und litt unter Schwächeanfällen, so daß er sich oft auf seine Töchter stützen mußte, um nicht von seinem Thron zu fallen. Johnstone war während der Beschießung verwundet worden, und seine linke Gesichtshälfte war seltsam rosa und unbehaart. Der auf der rechten Backe wuchernde graue Bart gab ihm das Aussehen eines schwachsinnigen Königs Lear, der verzweifelt nach der Macht greift, die seine Töchter längst an sich gerissen haben. Er schien sogar den Kopf nicht mehr ruhig halten zu können, und Ransom vermutete, daß er seit zwei oder drei Jahren fast erblindet war. Der ohnehin enge Horizont der Siedlung

wurde durch seine schwindende Sehkraft weiter beschränkt, was die Entstehung eines strikten Matriarchats begünstigte, in dem seine beiden Töchter eine dominierende Rolle spielten.

Falls es innerhalb der Siedlung überhaupt noch eine Rettung für Ransom gab, mußte sie von der dritten Tochter kommen. Als er das verlassene Bootsdeck des Frachters erreichte, hatte Ransom das Gefühl, hier oben in jeder Beziehung über dem trübseligen Leben der Siedlung zu stehen.

»Charles!« Vanessa Johnstone lag in der kalten Kabine auf ihrer Koje und beobachtete die Möwen auf der Reling. Ihr schwarzes Haar umrahmte noch immer ein makellos weißes Gesicht, das

sich in den vergangenen zehn Jahren kaum verändert hatte. Ransom schloß die Tür hinter sich, nahm auf der Kojen Platz und griff nach Vanessas Händen. Sie erwiderte seinen Händedruck und lächelte dabei. »Charles, wie ich mich freue ...«

»Ich war bei Hendry, Vanessa.«

»Hendry – warum?«

»Ich ...« Ransom zögerte, weil er davor zurückschreckte, sich Vanessa völlig auszuliefern. Falls sie durchsetzte, daß er in die Siedlung aufgenommen wurde, war er ihr für immer verpflichtet. »Ich wollte Judith hierherbringen und in Zukunft bei euch leben. Hendry war nicht sehr begeistert von meiner Idee.«

»Aber, Charles ...« Vanessa schüttelte

den Kopf. »Du kannst nicht in der Siedlung leben. Das ist ganz ausgeschlossen.«

»Warum?« Ransom runzelte die Stirn. »Weshalb seid ihr beide so fest davon überzeugt? Für mich handelt es sich dabei um eine lebenswichtige Frage. Das Meer ist jeden Tag etwas weiter von hier entfernt und ...«

»Das Meer! Wer spricht denn vom Meer!« Vanessa betrachtete Ransom nachdenklich. »Wenn du in die Siedlung ziehst, ist es aus mit dir, Charles. Dann rechst du nur noch den ganzen Tag Salz aus den Kesseln.«

Ransom wandte sich ab und starrte lange durch das Bullauge nach draußen. Schließlich fragte er mit müder Stimme:

»Welchen Ausweg gibt es sonst noch, Vanessa?«

Er wartete, während sie sich in das weiße Kissen zurücklehnte. Ein kalter Luftzug fuhr durch die Kabine und bewegte ihre langen schwarzen Haare.

»Was soll ich tun, Vanessa?«

Sie beobachtete die Möwen hoch über dem Schiff, die an dem Schwertfisch pickten, der am Mast unter dem Kreuz aus Fischbein hing.

Ransom stand im Turm des Leuchtschiffs über den Dünen und sah Philip Jordan nach, der rasch landeinwärts ging. Offenbar schien er nicht zu befürchten, er könne verfolgt werden, denn er wählte den geradesten Weg über die weiten Salzflächen, erreichte dann das ausgetrocknete Flußbett und verschwand schließlich in einem tiefen Einschnitt zwischen den Hügeln. Ransom stieg die enge Wendeltreppe hinab und trat aufs Deck hinaus. Neben der Reling schwamm ein einzelner Hering in dem seichten Wasser

des Beckens – Grady war gekommen, um seinen Anteil zu fordern, während Ransom in der Siedlung gewesen war –, und die Aussicht auf ein kümmerliches Mahl, das dieser kleine Fisch ergeben würde, ließ Ransom vor der Tür des Schuppens umkehren. Judith schlief, weil die Auseinandersetzung mit Grady ihre schwachen Kräfte völlig erschöpft hatte. Ransom ging auf den Strand zu und wick dabei den seichten Brackwassertümpeln aus, auf denen der frische Wind kleine Wellen erzeugte.

Langsam wurde der Boden unter seinen Füßen fester. Er stieg zu den Salzhalden hinauf, die sich wie weiße Pyramiden vor den Hügeln erhoben. Die Überreste einer großen Destillationsanlage ragten

aus dem Salz, das die hohen Kühltürme zerfressen hatte, so daß die Messingventile auf bizarr geformten Stalagmiten zu hängen schienen. Ransom ging vorsichtig über das rostbraune Dach der Wellblechhütte, das unter seinen Füßen nachgab, kletterte dann an einem Stapel Autowracks vorbei und schritt weiter. Als er den höchsten Punkt der Halde erreicht hatte, suchte er nach Philip Jordans Spuren, aber das trockne Salz war durch die Schlittenkufen der Grubenarbeiter aufgewühlt.

Jenseits der Salzhalden erstreckte sich der ehemalige Strand. Die ursprünglichen Dünen lagen unter dem Salz begraben, das Stürme an Land gespült hatten. Nur hier und da wuchsen

noch vereinzelte Grasbüschel, zwischen denen Metallteile und andere Abfälle aus dem Untergrund ragten. Irgendwo zu Ransoms Füßen lagen Tausende von Autos und Wohnwagen begraben. Einzelne Motorhauben und Windschutzscheiben waren nur dünn mit Sand bedeckt, während gelegentlich zwei oder drei morsche Dachbalken anzeigten, daß hier früher ein Haus gestanden haben mußte.

Etwa vierhundert Meter rechts von Ransom begann die ausgetrocknete Flußmündung, an der er vor zehn Jahren erstmals den Strand erreicht hatte. Die Flußufer waren teilweise hinter der Grube nicht sichtbar und im Laufe der Zeit eingestürzt oder von losem Gestein

verschüttet worden, das gelegentlich von den Hügeln herabpolterte. Ransom ging am Rand der Grube entlang und bewegte sich langsam durch die Wüste aus alten Fahrgestellen und verbogenen Stoßstangen, die sich dort erstreckte.

Links von ihm führte eine steile Rampe in die Grube hinab, deren Boden durch den ursprünglichen Strand gebildet wurde. Aus den sandigen Steilwänden ragten Dutzende von Autos und Wohnwagen, die Ransom an Versteinerungen schwer gepanzerter Urwelttiere erinnerten. Hier in der Grube waren die Männer der Siedlung damit beschäftigt, Autowracks freizulegen und wertvolle Schätze zu bergen – Reifen, Sitze und alte

Kleidungsstücke.

Nicht weit von der Grube entfernt befand sich zwischen den Dünen eine Senke, über die das ausgebleichte Leinwanddach eines alten Karussells ragte, dessen Pferde wie verzauberte Wesen bewegungslos im Schatten standen. Dicht daneben erhob sich eine bunt bemalte Hütte, an deren Außenseite Wäschestücke hingen. Ransom folgte einem Fußpfad in die Senke hinab. Hier hauste Mrs. Quilter, ohne das Meer und den Strand zu sehen, und erhielt oft Besuch von Grubenarbeitern und Frauen aus der Siedlung, denen sie allerlei angebliche Heilmittel verkaufte oder auch die Zukunft voraussagte. Obwohl der Reverend Johnstone und die

Captains diese Besuche nicht allzu gern sahen und sie gern unterbunden hätten, erfüllten sie nach Ransoms Meinung einen nützlichen Zweck, indem sie eine gewisse Unsicherheit und Aufregung in das gleichförmige Leben dieser Menschen brachten, die sonst an der Eintönigkeit ihres Daseins zerbrochen wären.

Als er die Senke erreichte, saß Mrs. Quilter in der Tür ihrer Hütte und flickte ein altes Umschlagtuch. Sobald seine Schritte hörbar wurden, legte sie Nadel und Faden beiseite, schloß die untere Hälfte der bemalten Tür und öffnete sie dann wieder, als sie Ransom erkannte. In den zehn Jahren zwischen den Dünen war sie kaum gealtert, sondern ihr

Gesichtsausdruck war sogar weicher geworden, so daß sie jetzt Ähnlichkeit mit einer freundlichen Eule hatte. Ihre Kleidung bestand aus Stofffetzen, die Grubenarbeiter mitgebracht hatten – Rechtecke und Quadrate aus Baumwolle, Leinen, Seide, Cordsamt und Tweed waren zu einer losen Robe zusammengenäht worden, die an den Ärmeln und am Kragen mit Damaststreifen besetzt war, wodurch offenbar eine Spitzenverzierung angedeutet werden sollte.

Neben Mrs. Quilter stand ein großer Glasballon mit Fischöl. Ein Dutzend Heringe, Teil eines Honorars, trocknete unter dem Dach in der Sonne. Vor ihr im Sand waren Fünfecke und andere

magische Figuren mit Muscheln ausgelegt.

Als Ransom sich der Hütte näherte, war Catherine Austen eben damit beschäftigt, Sand von den Muscheln zu bürsten. Sie sah kurz zu ihm auf und begrüßte ihn mit einem Nicken. Obwohl die Sonne warm über der windgeschützten Senke stand, hatte sie den Lederkragen ihrer pelzgefütterten Jacke nach oben geschlagen, so daß er ihr eingefallenes Gesicht verdeckte. Die tief in den Höhlen liegenden Augen riefen in Ransom die Erinnerung an die ersten schweren Jahre wach, die Catherine in Gesellschaft der Alten verbracht hatte. Damals hatten die beiden kümmerlich zwischen den

Autowracks gelebt. Der Erfolg ihres gegenwärtigen Verhältnisses – das ausgebleichte rote Haar ließ sie wie Mutter und Tochter erscheinen – beruhte auf ihrer völligen Abhängigkeit voneinander und auf der Tatsache, daß sie jeden Fremden grundsätzlich davon ausschlossen.

Catherine hatte die Tierkreiszeichen in den weichen Sand geschrieben und Krebs, Widder und Skorpion durch eine Linie verbunden.

»Das sieht richtig professionell aus«, stellte Ransom fest. »Was sagt mein Horoskop für heute?«

»Wann sind Sie geboren? In welchem Monat?«

»Cathy!« Mrs. Quilter drohte Ransom

lächelnd mit dem Zeigefinger. »Das kostet einen Hering, Doktor. Vergiß nicht, daß wir kein Wohltätigkeitsverein sind, meine Liebe.«

Catherine nickte der Alten zu und wandte sich dann wieder an Ransom. Ihr dunkelbraunes Gesicht, das von Wind und Salz gegerbt war, verzog sich zu einem Lächeln, wobei die weißen ebenmäßigen Zähne sichtbar wurden. »In welchem Monat sind Sie geboren, Doktor? Oder haben Sie es etwa schon vergessen?«

»Juni«, antwortete Ransom.
»Wassermann, nehme ich an.«

»Krebs«, verbesserte Catherine ihn.
»Das Zeichen des Krebses, Doktor, das Zeichen der Wüste. Das hätte ich früher

wissen sollen.«

»Vielleicht haben Sie recht.« Ransom sah zu den unbeweglichen Karussellpferden hinüber. »Wüsten? Ja, ich akzeptiere den Rest unbesehen.«

»Aber welche Wüste, Doktor? Das ist die Frage, mit der Sie sich beschäftigen müssen.«

Ransom zuckte mit den Schultern. »Spielt das wirklich eine Rolle? Wir Menschen haben ohnehin die Gabe, alles in Sand und Staub zu verwandeln, was wir berühren. Wir haben sogar das Meer mit seinem eigenen Salz besät.«

»Das ist ein sehr pessimistischer Standpunkt, Doktor. Hoffentlich beurteilen Sie den Zustand Ihrer Patienten etwas optimistischer.«

Ransom starrte sie mit gerunzelter Stirn an. Catherine wußte ebensogut wie er, daß er keine Patienten hatte. In den ersten Jahren am Strand hatte er Hunderte von Kranken und Verwundeten behandelt, die aber fast alle an Unterernährung gestorben waren. Jetzt betrachteten die Siedler ihn als eine Art schlechtes Omen und schienen zu glauben, jeder Kranke, der einen Arzt brauchte, sei bereits zum Tod verurteilt.

»Ich habe keine Patienten«, sagte er ruhig. »Die Leute weigern sich strikt, mich ans Bett eines Kranken zu lassen. Wahrscheinlich sind ihnen Ihre angeblichen Heilmittel lieber.« Er sah zu den Hügeln auf. »Für einen Arzt gibt es nichts Schlimmeres. Haben Sie Philip

Jordan gesehen? Vor ungefähr einer halben Stunde?«

»Er ist vorbeigegangen. Ich weiß aber nicht, wohin er wollte.«

Ransom kletterte eine halbe Stunde lang durch die Dünen und wanderte über die Sandhügel am Fuß der Klippen. Hier waren an vielen Stellen Höhlen an die weichen Kreidefelsen getrieben worden, aber diese primitiven Behausungen mit ihren Wellblechtüren und winzigen Fenstern standen nun schon seit Jahren leer. Der Sand speicherte einen Teil der Sonnenwärme auf, und Ransom blieb zehn Minuten lang unter einem Felsen liegen, wo er eine windgeschützte Stelle gefunden hatte. Dann stieg er durch einen schmalen Einschnitt nach oben weiter

und erreichte den Rand der Klippe, von dem aus er Philip Jordan zu sehen hoffte, wenn er in die Siedlung zurückkehrte.

Nachdem er diesen Beobachtungspunkt erstiegen hatte, saß er auf den Felsen und sah auf den Strand zu seinen Füßen hinab. Die Salzwüste erstreckte sich bis zum Horizont, um erst dort allmählich ins Meer überzugehen. Die gestrandeten Frachter der Siedlung lagen in einem Halbkreis beieinander, als seien sie in einem kleinen Hafen vor Anker gegangen. Ransom wandte sich ab und sah zum Fluß hinüber, dessen Mündung unter Wanderdünen und abgerutschtem Gestein begraben war. Erst drei- oder vierhundert Meter weiter war das Flußbett wieder unberührt weiß und

ausgetrocknet, so daß eine harte, ebene Oberfläche entstand, auf der nur einige Felsbrocken lagen.

Ransom verfolgte das gegenüberliegende Ufer mit den Augen und stellte fest, daß zwischen den großen Felsblöcken ein enges Tal abzweigte. Auch dieser Einschnitt war mit Staub und Sand gefüllt, so daß die zerfallenen Mauern einzelner Häuser zu beiden Seiten des Tals halb unter den Dünen verschwanden.

Im schrägen Licht der tiefstehenden Sonne erkannte Ransom deutlich eine Spur, die über den weichen Sand am Talboden führte, die Ruine einer alten Villa überquerte und dann plötzlich abbrach.

Als Ransom wieder durch den Einschnitt in den Klippen nach unten stieg, sah er Philip Jordan kurz hinter einer Mauer auftauchen und dann rasch eine Treppe hinablaufen.

Fünf Minuten später, als Ransom schon fast die Stelle erreicht hatte, an der er das geheime Grab des alten Negers vermutete, flog ein Felsbrocken dicht an seinem Kopf vorbei. Er duckte sich und sah dem faustgroßen Stein nach, der hinter ihm durch den Sand bergab rollte.

»Philip!« rief er in die Sonne hinein.
»Hier ist Ransom!«

Philip Jordans schmales Gesicht erschien zehn Meter über ihm.
»Verschwinden Sie, Ransom«, sagte er

laut. »Bleiben Sie am Strand, wo Sie hingehören.« Er nahm einen zweiten Stein auf. »Sie haben heute schon einmal Glück gehabt.«

Ransom hielt sich in dem rutschigen Sand aufrecht. Er wies auf die Ruine hinter Philip. »Hast du vergessen, wer ihn überhaupt hierher gebracht hat? Wenn ich nicht gewesen wäre, hättest du ihn nie begraben können.«

Philip Jordan trat einen Schritt weiter vor. Er wog den Stein in der Hand und beobachtete Ransom, der seinen Aufstieg fortsetzen wollte. Dann hob er warnend die Hand. »Ransom ...!«

Ransom blieb nochmals stehen. Obwohl Philip Jordan stärker und jünger war, fühlte er sich ihm einigermaßen

gewachsen. Während er wieder langsam weiterkletterte und dabei an das in seinem rechten Stiefel versteckte Messer dachte, wurde ihm klar, daß Philip Jordan sich endlich für die Hilfe bedanken wollte, die Ransom ihm vor fünfzehn Jahren geradezu aufgedrängt hatte. Niemand konnte eine Verpflichtung dieser Art eingehen, ohne die Schuld früher oder später in ganz anderer Münze zu begleichen. Aber vielleicht sah Philip in Ransoms Gesicht auch die asketischen Züge seines wirklichen Vaters, vor dem er ein zweitesmal geflohen war, als er vom Ufer aus gerufen wurde.

Ransom stieg langsam weiter und tastete mit den Fußspitzen nach Felsen

unter dem Sand, die ihm mehr Halt boten. Dabei beobachtete er den Stein in Philips Hand, der sich deutlich von dem wolkenlos blauen Himmel abhob.

Auf einem Felsvorsprung fünf Meter über Philip stand ein hageres, schlankes Tier mit dichter Mähne und schien die Szene zu seinen Füßen nicht einmal wahrzunehmen. Das struppige Fell war grau vor Staub, die schmalen Flanken schienen von Dornen zerkratzt zu sein, und Ransom erkannte zunächst nicht, welches Tier er vor sich hatte. Dann hob er den Arm und zeigte darauf, während das Tier weiter unbeweglich über den Strand und die Salzwüste sah.

»Philip«, flüsterte er heiser. »Dort ... hinter dir auf dem Felsen.«

Philip Jordan wandte den Kopf und ließ dann vor Überraschung den Stein fallen. Als der Felsbrocken zersplitterte, sprang der kleine Löwe erschrocken zur Seite. Er raste mit eingezogenem Schwanz über die steilen Abhänge davon und wirbelte dabei große Staubwolken auf.

Als Ransom neben Philip stand, spürte er die Hand des jungen Mannes auf seinem Arm. Philip beobachtete noch immer den Löwen, der eben das ausgetrocknete Flußbett erreichte. Seine Hand zitterte, aber nicht vor Angst, sondern vor unbeherrschbarer Erregung.

»Was war das – ein weißer Panther?« fragte er heiser und verfolgte die entfernte Staubwolke mit den Augen,

während sie zwischen den Dünen verschwand.

»Ein Löwe«, sagte Ransom. »Ein kleiner Löwe. Er scheint hungrig zu sein, aber ich bezweifle, daß er zurückkommt.« Er schlug Philip auf den Rücken. »Philip! Weißt du, was das bedeutet? Erinnerst du dich an Quilter und den Zoo? Der Löwe muß von Mount Royal aus hierhergekommen sein! Das bedeutet ...« Er konnte vor Erregung nicht weitersprechen.

Philip Jordan nickte und wartete darauf, daß Ransom wieder zu Atem kam. »Ich weiß, Doktor. Es bedeutet, daß es zwischen hier und Mount Royal Wasser geben muß.«

Hinter der Mauer führte eine Betonrampe in die Tiefgarage des Hauses. Staub und Felsbrocken waren aus dem Weg geräumt worden, und eine Palisade aus Holzpflöcken, die sorgfältig mit Draht verflochten waren, hielt weitere Staubwehen zurück.

Ransom zeigte auf die glatte Oberfläche und die fünfzig Meter Zufahrt, die ebenfalls freigelegt worden waren. »Du hast dich wirklich angestrengt, Philip. Dein Pflegevater wäre stolz auf dich, wenn er das sehen könnte.«

Philip Jordan lächelte schüchtern. Er holte einen Schlüssel aus der Tasche und schloß das Garagentor auf. »Bitte sehr, Doktor.« Er winkte Ransom zu sich

heran. »Was halten Sie davon?«

Mitten in der Garage stand ein riesiger schwarzer Leichenwagen, dessen verchromter Kühler im Halbschatten blitzte und funkelte. Das Dach und die übrige Karosserie waren spiegelglatt poliert, die Radkappen glänzten wie neu. Für Ransom, der seit Jahren nur feuchte Lumpen und rostiges Eisen gesehen hatte und dessen Behausungen in dieser Zeit nur aus jämmerlichen Hütten bestanden hatten, war die Limousine nur ein einbalsamiertes Fragment einer längst vergessenen Vergangenheit.

»Philip«, sagte er langsam. »Das ist natürlich ein wunderbarer Wagen, aber ...« Er ging vorsichtig um das große schwarze Fahrzeug herum. Drei der

Reifen waren unbeschädigt und sogar aufgepumpt, aber das vierte Rad lehnte an der Garagenwand, während die Achse auf zwei Holzblöcken ruhte. Ransom konnte das Innere des Wagens nicht sehen und fragte sich deshalb, ob der alte Neger im hinteren Teil lag. Vielleicht hatte Philip in all diesen Jahren nur das eine Ziel gehabt, seinen Pflegevater so würdig zu bestatten, wie er es in seiner Jugend gesehen haben mußte, als ähnliche Leichenwagen am See vorbei zum Friedhof rollten.

Ransom legte beide Hände an die Heckscheibe und warf einen Blick ins Innere des Wagens. Die mahagoniverkleidete Ladefläche war leer, aber die verchromten

Halteklammern glänzten wie frisch poliert.

»Wo ist er, Philip? Der alte Mister Jordan?«

Philip machte eine vage Handbewegung. »Kilometerweit von hier entfernt. Er liegt in einer Höhle über dem Meer. Ich wollte Ihnen nur den Wagen zeigen, Doktor. Was halten Sie davon?«

Ransom gewann mühsam seine Fassung zurück. »Aber ich habe gehört ... alle waren der Meinung ... bist du immer hierher gegangen, Philip? Zu diesem ... Auto?«

Philip schloß die Fahrertür auf. »Ich habe den Wagen vor fünf Jahren zufällig entdeckt. Natürlich kann ich nicht fahren,

das wäre damals auch sinnlos gewesen, aber dieser Fund hat mich auf einen Gedanken gebracht. Ich habe nach Teilen gesucht und vor einem Jahr sogar einige neue Reifen gefunden ...« Er sprach rasch, um Ransom alles Wissenswerte mitzuteilen, als seien die Entdeckung und Renovierung des alten Leichenwagens die einzigen wichtigen Ereignisse der vergangenen zehn Jahre.

»Was hast du damit vor?« fragte Ransom. Er öffnete die Tür. »Darf ich mich hineinsetzen?«

»Selbstverständlich.« Nachdem Ransom am Steuer saß, kurbelte Philip das Fenster herab. »Vielleicht haben Sie es schon erraten, Doktor – ich möchte, daß Sie den Motor für mich anlassen.«

Der Zündschlüssel steckte noch im Schloß. Ransom drehte ihn um. Als er zu Philip hinübersah, erkannte er zu seiner Überraschung, daß Philip im Ernst darauf hoffte, der Motor werde anspringen und den Wagen in Bewegung setzen. Ransom fragte sich, bis zu welchem Punkt der junge Mann in ihm nur ein Werkzeug sah, dessen Verlust man notfalls verschmerzen konnte, und sagte deshalb vorsichtig: »Natürlich gern, Philip. Ich kann mir vorstellen, wie sehr du an dem Wagen hängst. Die letzten zehn Jahre sind für uns alle nicht ganz leicht gewesen, aber dieses Auto erinnert mich wieder ...«

Philip lächelte und zeigte dabei einen abgebrochenen Zahn. Unter seinem

linken Auge leuchtete eine weißliche Narbe, die Ransom erst jetzt auffiel. »Machen Sie bitte weiter, Doktor. Der Benzintank ist voll, Öl und Wasser sind ebenfalls aufgefüllt.«

Ransom nickte und drückte auf den Anlasser. Wie erwartet, geschah nichts. Er drückte noch mehrmals auf den Knopf, löste dann die Handbremse und bewegte den Schalthebel. Philip Jordan schüttelte langsam den Kopf, schien aber wider Erwarten kaum enttäuscht zu sein.

Ransom gab ihm die Schlüssel zurück und stieg aus dem Wagen. »Er funktioniert nicht mehr, Philip, das verstehst du doch, nicht wahr? Die Batterie ist längst entladen, und die elektrische Anlage ist hoffnungslos

verrottet. Der Wagen läßt sich auch in hundert Jahren nicht mehr starten. Es tut mir wirklich leid um das schöne Auto.«

Philip Jordan stieß einen lauten Schrei aus und versetzte der offenen Tür einen Fußtritt, so daß sie krachend zuflog. Sein Gesicht war zu einer wütenden Grimasse verzerrt, aus der seine ganze Enttäuschung über die vergeudeteten kostbaren Jahre sprach. Er riß einen Scheibenwischer brutal von seiner Halterung und schlug dann mit beiden Fäusten auf die polierte Motorhaube, deren dünnes Blech sofort große Beulen aufwies.

»Es muß einfach fahren, Doktor, selbst wenn ich es die ganze Strecke schiebe!« Er stieß Ransom beiseite, bückte sich

und stemmte eine Schulter gegen den Türrahmen. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung schob er den schweren Wagen einen halben Meter voran. Die Holzblöcke unter dem linken Hinterrad rutschten weg, so daß Bremstrommel, Achse und Stoßstangen auf den Betonfußboden krachten. Der Wagen sackte nach links, als wolle er sich wie ein müdes Tier auf die Seite legen. Philip rannte auf die andere Seite, trat mehrmals gegen die Stoßstange und riß heftig an den Türgriffen.

Ransom ging langsam ins Freie, um dort auf ihn zu warten. Als Philip zehn Minuten später mit gesenktem Kopf aus der Garage kam, blutete seine linke Hand, während er an der rechten

aufgeschürfte Knöchel hatte.

Ransom nahm seinen Arm. »Wir brauchen den Wagen nicht, Philip, Mount Royal ist nur hundertfünfzig Kilometer weit entfernt. Das schaffen wir ohne weiteres in zwei oder drei Wochen. Wir brauchen nur dem Flußbett zu folgen.«

Der ausgetrocknete Fluß wand sich wie ein grellweißes Band nach Norden. An seinen Ufern bildeten die Überreste der ehemaligen steinernen Einfassung zerklüftete Windbrecher, vor denen sich hohe Staubberge angesammelt hatten, die so den Verlauf des früheren Flußbetts bezeichneten. Jenseits der Dünen begann die Wüste mit ihren Felsbrocken und Steinen, in deren Windschatten ausgedörrte Erde zu seltsamen Formen erstarrt lag, die an Tonscherben erinnerten. Hier und dort ragte noch ein Baumstumpf aus dem Sand, wo früher

Weiden am Ufer gestanden hatten, oder eine eiserne Windmühle, deren Flügel bewegungslos in den blauen Himmel ragten, hielt am Eingang eines ausgetrockneten Nebenarms Wache. An den Ausläufern des Küstengebirges wuchsen gelegentlich noch kümmerliche Ginsterbüsche und etwas häufiger verschiedene Flechten, denen die große Luftfeuchtigkeit genügte, aber zehn Kilometer vom Meer entfernt war die Wüste völlig unfruchtbar. Die Metallabfälle auf den weißen Dünen mußten Blumen und blühende Büsche ersetzen – seltsam verdrehte Eisenbetten ragten wie Dornenbüsche aus dem Sand, Wasserpumpen und Landmaschinen bildeten verwinkelte Skulpturen, von

deren Kanten der feine Staub bei jedem Windstoß in langen Fahnen davonwehte.

Im hellen Sonnenschein des kommenden Frühlings bewegte sich die kleine Gruppe gleichmäßig rasch das ausgetrocknete Flußbett entlang. In den drei Tagen seit ihrem Aufbruch hatten sie etwa dreißig Kilometer zurückgelegt, was auf dem festen Sand keine übermäßige Anstrengung erforderte. Zum Teil wurde ihre Marschgeschwindigkeit jedoch von Mrs. Quilter bestimmt, die darauf bestand, jeden Morgen einige Kilometer weit selbst zu gehen. Erst dann nahm sie ihren Platz auf dem Karren ein und döste unter dem Sonnendach, während Ransom und Catherine Austen mit Philip Jordan

abwechselten, der den Karren ohnehin meistens schob. Zum Glück hatte das seltsame Fahrzeug hohe Räder und war sehr leicht gebaut, so daß es selbst im Sand ohne allzu große Anstrengung fortzubewegen war. Auf dem Boden des Karrens standen und lagen die wichtigsten Besitztümer dieser kleinen Expedition – ein Zelt, mehrere Wolldecken, eine Kiste mit geräucherten Heringen und eßbarem Tang und schließlich ein halbes Dutzend Wasserkanister, deren Inhalt nach Ransoms Schätzung etwa drei Wochen reichen würde. Falls sie auf dem Weg nach Mount Royal kein Wasser fanden, würden sie das Unternehmen abbrechen und zurückkehren müssen, ohne die Stadt

erreicht zu haben. Sie waren sich jedoch alle stillschweigend darüber einig, daß diese Möglichkeit für sie nicht in Frage kam.

Das Auftauchen des Löwen hatte Ransom davon überzeugt, es müsse dreißig oder vierzig Kilometer von der Küste entfernt Wasser geben, das wahrscheinlich aus einer Quelle oder einem unterirdischen Fluß kam. Ohne Wasser hätte der Löwe nicht überleben können, und sein hastiger Rückzug flußaufwärts zeigte deutlich, daß er auf diesem Weg an die Küste gelangt war. Sie entdeckten keine Spuren, die von einem Löwen oder anderen Tieren hätten stammen können, aber ihre eigenen Fußstapfen waren jeden Morgen bereits

mit Sand zugeweht, wenn sie das Lager verließen. Trotzdem hielten Ransom und Jordan ständig nach dem Raubtier Ausschau und entfernten sich nie weit von dem Karren, auf dem ihre Speere lagen.

Ransom erfuhr von Mrs. Quilter, daß sie, Catherine Austen und Philip Jordan diese Expedition bereits seit zwei Jahren geplant und vorbereitet hatten. Sie hatten sich allerdings nie offiziell auf einen bestimmten Zeitpunkt oder einen bestimmten Weg geeinigt, sondern waren sich nur darüber einig geworden, irgendwann gemeinsam den Versuch zu unternehmen, die Stadt an dem ausgetrockneten See zu erreichen. Mrs. Quilter wollte dort offenbar nach ihrem

Sohn suchen, da sie davon überzeugt war, er lebe noch immer irgendwo in den Ruinen von Larchmont.

Philip Jordans Motive waren ebenso schwer abzuschätzen wie die Catherine Austens. Ransom hatte noch nicht feststellen können, ob er nach Jonas suchte oder nur das alte Hausboot wiedersehen wollte, auf dem er mit dem alten Neger gelebt hatte. Er vermutete, daß Mrs. Quilter diesen geheimen Wunsch in Philip gespürt hatte, wenn er sie in ihrer Hütte besucht hatte, und daß sie diese Bestrebungen unauffällig unterstützt hatte, weil sie genau wußte, daß Catherine und sie dem langen Marsch unmöglich allein gewachsen waren. Als Philip ihr von dem Wagen

erzählte, den er wieder fahrbereit machen wollte, hatte Mrs. Quilter die günstige Gelegenheit dankbar ausgenützt.

Seltsamerweise war Ransom wieder in ihrer Gunst gestiegen, seitdem der Plan, in großartiger Manier nach Mount Royal zurückzukehren, so jämmerlich fehlgeschlagen war.

»Es war wirklich ein großartiger Wagen, Doktor«, sagte sie betrübt zum zehntenmal, als sie nach dem Mittagessen im Schatten des Karrens eine kurze Ruhepause einlegten. »Das hätte meinen alten Quilty beeindruckt, meinen Sie nicht auch?« Sie schloß eine Sekunde lang die Augen, als sehe sie die triumphale Heimkehr der verlorenen Mutter vor sich. »Und jetzt sitze ich statt

dessen wie ein Sack Kartoffeln auf diesem Karren.«

»Ihr Sohn freut sich bestimmt trotzdem«, versicherte Ransom ihr, während er die Überreste der Mahlzeit im Sand vergrub. »Außerdem wäre das Auto vermutlich schon nach zehn Kilometern mit einer Panne liegengeblieben.«

»Sicher nicht, wenn Sie gefahren wären, Doktor. Ich erinnere mich noch gut daran, wie Sie uns hierher gebracht haben.« Mrs. Quilter lehnte sich gegen das Rad hinter ihrem Rücken. »Sie brauchten nur auf einen Knopf zu drücken, um die Wagen in Gang zu bringen.«

Philip Jordan hatte das Gespräch

verfolgt und runzelte jetzt unmutig die Stirn. »Mrs. Quilter, die Batterie war völlig leer. Schließlich hat der Wagen zehn Jahre lang in der Garage gestanden.«

Mrs Quilter tat seinen Einwand mit einer wegwerfenden Handbewegung ab. »Batterien ...! Helfen Sie mir auf, Doktor? Am besten fahren wir weiter. Vielleicht treibt Philip irgendwo einen alten Esel auf.«

Als Mrs. Quilter wieder unter ihrem Sonnendach saß, schob Ransom neben Catherine den Karren voran, während Philip mit dem Speer in der Hand fünfzig Meter weit vor ihnen die Spitze übernahm. Mrs. Quilter schien Ransom mit neuem Respekt zu betrachten, aber

diese veränderte Auffassung hatte noch nicht auf Catherine abgefärbt, die verbissen schweigend den Karren weiterschob. Als das Rad auf Ransoms Seite einmal im Sand festsatz, schalt sie ihn: »Kommen Sie, Doktor, oder wollen Sie dort oben neben Mrs. Quilter sitzen?«

Ransom antwortete nicht, schob aber rascher weiter. Er erinnerte sich an den Tag im Zoo, als er zugeesehen hatte, wie Catherine Austen die Löwen fütterte. Seitdem sie Mount Royal hatte verlassen müssen, war sie zurückhaltend und sogar schüchtern gewesen, aber jetzt schien sie wieder aufzuleben, als sei die Wüste ihr eigentliches Element, das sie mit den großen Katzen teilte.

Sie bewegten sich langsam das ausgetrocknete Flußbett entlang. Mrs. Quilter döste unter dem Sonnendach und ließ ihren weiten Rock, der fast an ein zusammengerolltes Segel erinnerte, über den Karrenrand hängen. Vor ihnen schlängelte sich das Flußbett kilometerweit durch die Dünen. Seine breite Oberfläche – die Entfernung von Ufer zu Ufer betrug hier fast dreihundert Meter – warf das Sonnenlicht wie ein Gletscher zurück. Das ablaufende Wasser hatte das Flußbett zerfurcht, so daß es an die staubige Haut eines Albinoelefanten erinnerte. Die Räder des Karrens brachen durch die dünne Kruste, und ihre Schritte wirbelten den Staub zu kleinen Wolken auf, die noch

lange in der warmen Luft hingen und nur langsam wieder zu Boden sanken. Überall war der feine Sand mit Fischgräten vermenget, zwischen die sich Muscheln und die weißlichen Überreste zahlreicher Mollusken mischten.

Ransom sah sich nur einmal nach der Küste um und stellte erleichtert fest, daß der Staub die Hügel über der Küste verbarg. Er hatte die zehn langen Jahre zwischen den Salzdünen bereits vergessen, erinnerte sich nicht mehr an die kalten Winternächte neben Brackwassertümpeln und dachte nicht mehr an die ständigen Auseinandersetzungen mit den Männern der Siedlung zurück.

Der Fluß bog nach Nordosten ab. Sie

erreichten eine Reihe ehemaliger Kais. Hier lagen gestrandete Leichter unter dem Sand begraben, der die grauen Schiffsrümpfe bedeckte. Am Ufer standen einige auffällige Lagerhäuser, deren obere Fenster seltsamerweise noch alle intakt waren. Telegrafmasten aus Stahlbeton kennzeichneten den Verlauf einer ehemaligen Straße, die sich irgendwo zwischen den Hügeln verlor.

An dieser Stelle war das Flußbett verbreitert und ausgebaggert worden. Sie kamen an zahlreichen Leichtern und Schleppern vorbei, die überall aus dem Sand ragten. Ransom blieb stehen und ließ die anderen vorausgehen, um die Wracks in Ruhe betrachten zu können.

Der unverändert strahlende Sonnenschein und das völlige Fehlen jeglicher Bewegung gaben ihm das Gefühl, eine neue Landschaft betreten zu haben, in der die Elemente der Zukunft wie Gegenstände eines Stillebens um ihn herum aufragten – formlos und ohne Assoziationen zu vertrauten oder auch nur bekannten Dingen.

Kurze Zeit später blieben sie alle vor einem Flußdampfer stehen, einem großen eleganten Schiff, das in der Kanalmitte auf Grund gelaufen war. Das Deck befand sich jetzt auf gleicher Höhe mit den umliegenden Sanddünen. Ransom ging an die Reling, stieg darüber und überquerte das breite Deck, um einen Blick in den Salon unter der Brücke zu

werfen, dessen Doppeltüren offenstanden. Überall lag eine Staubschicht, die alle Konturen auf seltsame Weise veränderte.

Catherine und Philip Jordan erstiegen die Brücke und sahen von dort über die Ebene, ohne die geringste Bewegung wahrzunehmen. Drei Kilometer von ihnen entfernt erhoben sich die Aluminiumtürme eines Getreidesilos vor den Hügeln.

»Seht ihr etwas?« rief Ransom zur Brücke hinauf. »Falls es hier irgendwo heiße Quellen gibt, müßte eine Dampfwolke zu erkennen sein.«

Sie schüttelten den Kopf. »Nichts, Doktor.«

Ransom ging an den Bug und setzte

sich auf die Ankerwinde. Als er den Kopf senkte, sah er, daß der Schatten über seinen Händen lag. Er bewegte sie und veränderte dadurch Umriß und Länge seines Schädels. Dann fiel ihm auf, daß Mrs. Quilter ihn von ihrem Sitz im Karren aus beobachtete.

»Das ist ein Trick, den mein Quilty auch oft angewandt hat, Doktor. Eben haben Sie wie er ausgesehen. Der arme Junge wollte so gern einen normalen Kopf wie alle anderen haben.«

Ransom kletterte wieder über die Reling und ging zu ihr hinüber. Als er impulsiv ihre Hand ergriff, spürte er, daß ihr Herz so rasch wie das eines ängstlichen Vogels schlug. Ransom mußte plötzlich feststellen, daß er

ebenfalls wider bessere Einsicht zu hoffen begann, sie würden Quilter irgendwo in der Stadt begegnen.

»Wir finden ihn bestimmt, Mrs. Quilter. Geben Sie die Hoffnung nicht auf.«

»Es ist ein Traum, Doktor, nur ein Traum, die Wunschvorstellung einer alten Frau. Aber es hat mir keine Ruhe mehr gelassen, bis wir endlich aufgebrochen sind, um ihn zu suchen.«

Vor ihnen beschrieb das Flußbett einen engen Bogen. Hier war eine Viehherde an den letzten Tümpel zwischen den Steinen getrieben worden, und die Skelette der verdursteten Tiere lagen wirr durcheinander im Sand. Ihre unförmigen Schädel, in deren leeren

Augenhöhlen einzelne Quarzkörner glitzerten, erinnerten Ransom wieder an Quilter.

Drei Kilometer weiter überquerte eine Eisenbahnbrücke den Fluß. Zwischen den stählernen Fachwerkstreben stand ein Zug mit geöffneten Wagentüren. Ransom vermutete, daß die Strecke blockiert gewesen war, so daß Fahrgäste und Zugpersonal beschlossen hatten, die Reise an die Küste mit einem Flußdampfer fortzusetzen.

Sie blieben im Schatten unter der Brücke stehen und sahen auf das breite Flußbett zwischen den Pfeilern hinaus. Die Nachmittagssonne warf den Schatten der Fachwerkträger auf den weißen

Untergrund, so daß ein kalligraphisches Muster entstand.

»Wir übernachten am besten gleich hier«, meinte Philip Jordan. »Morgen früh brechen wir rechtzeitig auf, damit wir bis nachmittags um die gleiche Zeit gut vorankommen.«

Sie brauchten jeden Tag mindestens zwei Stunden, um ihr Lager vorzubereiten. Sie schoben den Karren in den Windschatten eines Brückenpfeilers, stießen ihre Speere in den Sand und breiteten die Zeltplane darüber aus. Catherine und Ransom zogen einen tiefen Graben um das Zelt und häuften den warmen Sand auf, der als zusätzlicher Windschutz diente. Nachts blies ein kalter Wind über die

Wüste, und die wenigen Decken, die sie mitgebracht hatten, reichten kaum aus, um sie warmzuhalten. Philip ging inzwischen am Ufer entlang und suchte in den Dünen nach Metallstücken.

Bei Sonnenuntergang hatten sie eine einen Meter hohe Barriere halbkreisförmig um den Wagen und das Zelt gebaut, die aus ineinander verschachtelten Metallteilen bestand. Hinter dieser Schutzwand brannte ein kleines Feuer, auf dem sie ihre Abendmahlzeit zubereiteten. Der Rauch stieg nach oben durch die Stahlträger der Brücke und löste sich in der kalten Nachtluft auf.

Während die beiden Frauen kochten, stiegen Ransom und Philip Jordan zur

Brücke hinauf. Die leeren Wagen standen schweigend unter dem klaren Himmel, dessen Sterne durch die Löcher in ihren Dächern schimmerten. Philip begann sofort, den ausgetrockneten Holzboden des Packwagens aufzureißen und das Holz über die Brücke zu werfen. Im Staub neben den Gleisen lagen verrottete Koffer und Rucksäcke. Ransom ging nach vorn zur Lokomotive. Er kletterte ins Führerhaus und suchte zwischen den rostigen Hebeln und Knöpfen nach einem Wasserhahn. Dann lehnte er den Ellbogen auf die gepolsterte Armlehne am Fenster des Lokomotivführers und starrte lange hinaus, als warte er darauf, daß der Zug sich wieder in Bewegung setzen und

über die Brücke davondampfen werde.

Nachts wurde er plötzlich von Philip Jordan aufgeweckt. »Doktor! Hören Sie!«

Er spürte die Hand des jungen Mannes auf seiner Schulter. Als er aufsaß, spiegelte sich die rötliche Glut des niedergebrannten Feuers in Philips Augen. »Was ist denn?«

Weit von ihnen entfernt im Nordwesten, wo die verdorrten Bäume und Sträucher der Wüste in die Ausläufer dunkler Höhenzüge übergingen, erklang das langgezogene Heulen eines Tieres. Der Ton brach sich an den Brückenpfeilern und hallte weiter über das weiße Flußbett, als versuche das Tier, diese schweigende Landschaft

nach langem Schlaf zu neuem Leben zu erwecken.

Am nächsten Morgen bauten sie das Lager schon bei Sonnenaufgang ab und verluden ihre Ausrüstung auf dem Karren. Die unruhig verbrachte Nacht und die Tatsache, daß die Sonne jetzt täglich früher aufging, verzögerten ihre Abfahrt. Philip Jordan ging ungeduldig vor dem Karren auf und ab, während sie auf Mrs. Quilter warteten, und schlug dabei mehrmals mit dem Speer gegen die Speichen. Sein dunkles Gesicht gab ihm in der Morgensonne das Aussehen eines nervösen Nomaden, der zu den letzten Überlebenden eines aristokratischen Stammes gehört, dessen

Existenz durch die Naturgewalten gefährdet ist.

»Haben Sie die Tierstimme gehört?« fragte er Catherine, als sie erschien. »Was war das – ein Löwe oder ein Panther?«

Catherine schüttelte den Kopf. Im Gegensatz zu Philip schienen die nächtlichen Geräusche sie beruhigt zu haben. »Weder noch. Vielleicht ein Hund oder ein Wolf. Die Entfernung war zu groß.«

»Nicht mehr als fünf oder sechs Kilometer.« Philip stieg auf die Überreste des Lagers und beobachtete das Flußbett. »In zwei oder drei Stunden sind wir in der Gegend, wo das Tier heute nacht gewesen sein muß. Haltet

also die Augen offen.« Er sah zu Catherine hinüber und warf dann Ransom einen Blick zu. »Doktor?«

Ransom wärmte sich die Hände am Feuer. »Selbstverständlich, Philip. Aber ich würde mir an deiner Stelle keine Sorgen machen. Nach zehn Jahren haben die Tiere mehr Angst vor uns als wir vor ihnen.«

»Darauf können wir uns aber nicht verlassen, Doktor.« Philip wandte sich wieder an Catherine und fügte hinzu: »Auf den Klippen haben wir einen Löwen gesehen.«

Als Mrs. Quilter endlich ihre Morgentoilette beendet hatte versuchten sie gemeinsam, sie dazu zu überreden, ihren Platz auf dem Karren einzunehmen.

Obwohl sie schlecht geschlafen hatte und bereits durch die vorherigen Anstrengungen übermüdet war, bestand Mrs. Quilter darauf, die erste Stunde zu Fuß zu gehen. Sie bewegte sich im Schneckentempo voran und schien die Füße in den kleinen Stiefeln bei jedem Schritt nur einen Zentimeter hoch über den Sand zu heben.

Philip ging neben ihr her, beherrschte mühsam seine Ungeduld und schob den Karren mit einer Hand. Ab und zu machten Catherine oder er den Versuch, Mrs. Quilters Arm zu nehmen, aber die Alte bestand darauf, ganz allein zu gehen. Sie blieb dabei oft stehen, murmelte vor sich hin und schüttelte dann den Kopf.

Ransom nützte das langsame Tempo aus und schlenderte ans andere Ufer hinüber, wo er im Sand auf allerlei Trümmer stieß, die der Wind hierher geweht hatte – Windmühlenflügel und abgerissene Autotüren. Die kalte Morgenluft erfrischte ihn, und er war froh darüber, daß Mrs. Quilter das Vorankommen der kleinen Gruppe verlangsamte. Die wenigen Minuten, die er auf diese Weise mit seinen Gedanken allein sein konnte, waren ihm wertvoller als ein oder zwei Kilometer Strecke, die sie sonst vielleicht mehr zurückgelegt hätten.

»Philip! Doktor Ransom!« Catherine Austen war zwanzig Meter hinter den anderen stehengeblieben und zeigte jetzt

flußabwärts.

Zwei Kilometer von ihnen entfernt, wo die Brücke das ausgetrocknete Flußbett überquerte, brannte der verlassene Zug heftig qualmend in der Morgensonne. Die Flammen sprangen von einem Wagen zum anderen, während glühende Holzstücke durch die Gleise auf ihr Lager fielen, wo sie noch vor einer Stunde am Feuer gesessen und auf Mrs. Quilter gewartet hatten. Innerhalb weniger Minuten stand der gesamte Zug in hellen Flammen. Dichte Rauchschwaden zogen träge nach Süden davon.

Ransom ging zu den anderen hinüber. »Das ist zumindest ein Signal«, meinte er gelassen. »Falls sich wirklich jemand

in der Nähe aufhält, weiß er jetzt, daß wir angekommen sind.«

Philip Jordans Hand umklammerte seinen Speer. »Ich glaube, daß es unser Feuer war. Haben Sie es nicht gelöscht, Doktor?«

»Selbstverständlich. Vielleicht ist nachts ein glühendes Holzstück nach oben auf die Brücke geflogen.«

Sie beobachteten das Feuer, als es an den letzten Wagen ausbrannte, die bereits auf der Brückenrampe standen. Dann gab Philip sich einen Ruck, drehte sich nach Mrs. Quilter um und half ihr auf den Karren.

Ransom nahm seinen Platz an der Deichsel ein. Sie gingen rasch weiter und schoben diesmal alle drei

gleichzeitig. Als sie die nächste Biegung erreichten, sah Ransom noch einmal zur Brücke zurück. Der ausgebrannte Zug rauchte noch immer, so daß der Süden hinter ihnen durch schwarze Wolken verdeckt war.

Bis zum Mittagessen hatten sie weitere fünfzehn Kilometer zurückgelegt und machten deshalb kurz Pause. Philip Jordan war von ihrem raschen Fortkommen so begeistert, daß er Mrs. Quilter fröhlich zulächelte, während er ihr ein Sonnendach konstruierte, indem er die Zeltplane vom Bug eines alten Leichters aus über zwei Speere spannte.

Nach dem Essen ging Ransom langsam das Ufer entlang. Unter dem Sand waren Kais und Landungsstege zu erkennen,

zwischen denen Schiffsrümpfe lagen. Der Fluß bildete hier einen kleinen natürlichen Hafen. Ransom stieg über den hölzernen Kai und ging an schiefstehenden Kränen vorüber durch die Straßen einer Kleinstadt. Die Fassaden baufälliger Häuser und Lagerschuppen bezeichneten den Verlauf der Straßen. Er ging an einem Kaufhaus vorbei und sah daneben eine Bank, deren Eingangstüren zertrümmert waren. Überall lagen Autos unter einer hohen Sandschicht begraben, die alles auf seltsame Weise veränderte.

Ransom blieb vor einem Geschäft an der Hauptstraße stehen. Der in den letzten zehn Jahren aufgehäufte Staub verdeckte den größten Teil des

Schaufensters, das nur noch aus einem ovalen Durchblick bestand. Als er hineinsah, starrten ihn zehn oder zwölf ausdruckslose Gesichter aus dem Halbdunkel heraus an. Das gefrorene Lächeln auf den Gesichtern der Plastikmannequins wirkte so leblos wie ihre ganze Umgebung.

Dann hielt Ransom plötzlich den Atem an. Zwischen den unbeweglichen Gesichtern, die nicht deutlich zu erkennen waren, weil sich die Gebäude auf der anderen Straßenseite in der Schaufensterscheibe spiegelten, sah er einen anderen Kopf. Das verzerrte Grinsen kam ihm irgendwie bekannt vor, und Ransom zuckte zusammen, als sich ein Schatten auf der Straße hinter ihm

bewegte.

»Quilt ...!« Er beobachtete die leeren Straßen und Gehsteige und versuchte sich daran zu erinnern, ob alle Spuren im Sand wirklich von ihm stammten. Ein Windstoß wirbelte große Staubwolken auf, und irgendwo klapperte ein blechernes Ladenschild gegen eine Mauer.

Ransom ging darauf zu, drehte sich dann plötzlich um und rannte durch den Sand zum Fluß zurück, wo die anderen auf ihn warteten.

Sie zogen weiter flußaufwärts. Diesmal rasteten sie weniger oft, sondern schoben den Karren fast ununterbrochen über die grellweiße

Fläche. Weit hinter ihnen, wo die Brücke mit dem ausgebrannten Zug stand, hingen noch immer schwarze Rauchwolken am wolkenlos blauen Himmel.

Am Spätnachmittag stellten sie fest, daß die Stadt acht Kilometer hinter ihnen brannte. Dunkle Rauchschwaden stiegen aus den Straßen auf. Das Feuer sprang von Dach zu Dach, so daß innerhalb von zehn Minuten eine schwarze Wand den Horizont im Süden verdeckte.

»Doktor Ransom!« Philip Jordan kam auf ihn zu, als er gegen den Karren gelehnt stehengeblieben war. »Haben Sie in der Stadt Feuer gemacht? Sie sind zu einem Spaziergang fortgewesen.«

Ransom schüttelte den Kopf. »Nein,

das glaube ich nicht, Philip. Aber ich habe Zündhölzer bei mir gehabt – folglich hätte ich es also tun können.«

»Haben Sie es getan? Erinnern Sie sich nicht mehr?« Philip beobachtete ihn aufmerksam.

»Nein. Ich weiß aber bestimmt, daß ich es nicht getan habe. Weshalb auch?«

»Schön, vielleicht haben Sie recht. Aber ich nehme die Zündhölzer in Verwahrung, Doktor.«

Von dann ab war Ransom davon überzeugt, daß sie verfolgt wurden, obwohl Philip ihn im Verdacht hatte, die Feuer gelegt zu haben. Seltsamerweise fand Ransom diesen Verdacht ganz logisch und konnte oder wollte die Möglichkeit nicht ganz ausschließen,

doch selbst der Brandstifter gewesen zu sein. Die Landschaft hatte sich inzwischen merklich verändert. Hier erstreckte sich nicht mehr die weite Küstenebene, aus der sich nur vereinzelte Getreidesilos oder Bäume erhoben. Die Überreste kleiner Städte gaben den sandigen Ufern ein unruhiges Aussehen, denn sie zerstörten die natürliche Monotonie, die bisher den Charakter der Landschaft geprägt hatte. Zwischen den Dünen am Fluß und auf den Straßen, die zum Ufer führten, standen unzählige Autowracks. Überall erhoben sich Metalltürme und hohe Fabrikamine. Selbst die Fahrrinne des Flusses enthielt mehr gestrandete Schiffe, so daß sie sich mühsam an

Dutzenden von halb unter dem Sand begrabenen Schiffsrümpfen vorbei arbeiten mußten.

Sie erreichten die gesprengte Straßenbrücke, durch die sie vor zehn Jahren während der Fahrt zur Küste aufgehalten worden waren. Als sie zwischen den Pfeilern hindurchgingen, erinnerte Ransom sich wieder an den einsamen Spaziergänger, den sie damals hier beobachtet hatten. Er verließ den Karren und ging voraus, um nach Spuren dieser geheimnisvollen Gestalt zu suchen. Das weiße Flußbett wirkte plötzlich so strahlend hell, daß er kurz die Augen zusammenkniff, bis sie sich wieder an diesen Glanz gewöhnt hatten. In dieser Sekunde sah er etwa

dreihundert Meter vor sich einen Mann, auf dessen Rücken die Sonne schien, als er in einem ausgetrockneten Nebenarm des Flusses verschwand.

Dieses Bild tauchte mehrmals wieder vor seinem inneren Auge auf, während sie die letzten Etappen ihrer langen Wanderung nach Mount Royal zurücklegten. Als sie zehn Tage später die westlichen Außenbezirke der Stadt erreichten, war es für Ransom untrennbar mit den übrigen gespenstischen Erscheinungen der öden Landschaft verbunden, die sie durchquert hatten. Das gleichmäßig helle Licht, das Fehlen jeglicher Farben und das brillante Weiß der steinigen Wüste gaben ihm das Gefühl, durch einen

riesigen Friedhof zu marschieren. Wenn sie abends ihr Lager zwischen den Dünen aufschlugen, hörten sie irgendwo im Nordwesten das gleiche unsichtbare Tier, dessen langgezogenes Heulen vor ihrem Kommen zu warnen schien.

Sobald sie bei Tagesanbruch ihren Marsch fortsetzten, sahen sie wieder die Feuer hinter sich. Die schwarzen Rauchwolken stiegen irgendwo aus der Wüste auf und bezeichneten den Verlauf des ausgetrockneten Flußbetts. An manchen Tagen brannten sogar sechs oder sieben Feuer gleichzeitig, so daß eine ganze Kette von Rauchsignalen entstand.

Ihr Wasservorrat war jetzt fast erschöpft. Da sie bisher weder Quellen

noch unterirdische Wasserläufe entdeckt hatten, war der ursprüngliche Zweck ihrer Expedition längst unerfüllbar geworden. Keiner von ihnen erwähnte jedoch die Notwendigkeit, zur Küste zurückzumarschieren oder machte einen ernsthaften Versuch, im Sand nach Wasser zu graben. Sie schoben statt dessen den Karren weiter flußaufwärts, wo sich die Silhouette der Stadt am Horizont abzeichnete.

Seitdem sie ihre tägliche Wasserration hatten verringern müssen, sprachen sie seltener miteinander. Mrs. Quilter hockte meistens auf dem Karren, an dessen Rückenlehne Ransom sie festband, schwankte von einer Seite auf die andere und murmelte vor sich hin.

Philip Jordan, dessen hageres Gesicht noch eingefallener wirkte, beobachtete aufmerksam beide Flußufer, hielt seinen Speer ständig wurfbereit und rannte voraus, wenn die anderen rasteten. Catherine Austen schob unermüdlich, war aber ansonsten sehr schweigsam und in sich gekehrt. Nur das nächtliche Heulen des unsichtbaren Raubtieres schien sie aus ihrer Gleichgültigkeit aufzurütteln.

Am letzten Abend, bevor sie die Stadt erreichten, wurde Ransom von dem lauten Heulen aufgeweckt und sah Catherine mehrere hundert Meter vom Lager entfernt. Sie ging langsam über die Dünen am Ufer und wandte ihr Gesicht dem eisigen Nachtwind zu, der ihre

langen Haare erfaßte und über die Schultern wehen ließ.

Als sie am nächsten Morgen am Feuer saßen und nacheinander einen Schluck aus der vorletzten Wasserflasche nahmen, fragte Ransom sie: »Catherine, wir sind schon fast dort. Wonach suchen Sie eigentlich?«

Sie griff in den Sand, hielt eine Handvoll in der geballten Faust und ließ die weißen Kristalle dann durch die Finger zu Boden rieseln.

Die Außenbezirke der Stadt am Fluß schienen in einem Sandmeer untergegangen zu sein. Riesige Dünen erstreckten sich an eingestürzten Mauern, über denen gelegentlich

angekohlte Holzbalken aufragten. Philip Jordan und Ransom kletterten auf eine der Dünen und starrten die niedrigen Trümmerhaufen an, die wie die Fundamente einer noch zu gründenden Stadt vor ihnen lagen. Hier und dort standen die Überreste einer Hütte an baufällige Mauern gelehnt, dann erhoben sich wieder einzelne Gebäude wie verlassene Wüstenforts. Einen Kilometer vor sich sahen sie den Bogen der Straßenbrücke und dahinter die abgerundeten Sandhügel, unter denen die Ruinen von Larchmont liegen mußten.

Ransom starrte zum See hinüber. Wo früher offenes Wasser gewesen war, erstreckten sich jetzt weiße Dünen bis zum Horizont.

Philip Jordan schüttelte den Kopf, als er diese Wüste vor sich sah, und murmelte dabei: »Hier gibt es kein Wasser, Ransom. Die Brände waren nur ein Zufall. Quilter und alle anderen sind längst tot.«

Ransom drehte sich um und beobachtete die schwarzen Rauchsäulen, die hinter ihnen zum Himmel aufstiegen. Die nächste war kaum einen Kilometer weit entfernt und schien von einem Feuer zu stammen, das in der Nähe des Getreidesilos am Hafen brannte. »Hier muß doch noch jemand leben, Philip. Und dann gibt es auch Wasser.«

Unter ihnen lehnte Catherine Austen sich an den Karren. Mrs. Quilter schwankte auf ihrem Sitz von einer Seite

zur anderen und schien sich kaum noch aufrecht halten zu können. Philip wollte schon wieder zu ihnen hinunterklettern, als sie plötzlich lautes Hundegebell hörten, das aus der Nähe eines zweistöckigen Gebäudes vor ihnen kam.

Philip duckte sich instinktiv, aber Ransom zog ihn am Arm mit sich vorwärts. »Los, weiter, Philip! Die Hunde müssen jemand haben, der ihnen Wasser gibt!«

Sie rannten am Fuß der Dünen auf das Geräusch zu. Hier und da ragten die Dächer einzelner Autowracks oder die brandgeschwärzten Überreste ehemaliger Beobachtungstürme aus dem Sand. Das Bellen kam von der Vorderseite des Gebäudes. Eine Treppe

führte zum Balkon im ersten Stock hinauf. Ransom und Philip bewegten sich vorsichtig an den baufälligen Mauern entlang weiter, bis sie das Metallgeländer erreicht hatten, unter dem die breite Straße lag. Sie umklammerten ihre Speere, während sie lautlos weiterkrochen.

Etwa fünfzig Meter links von ihnen stürzten sich fünf oder sechs Hunde immer wieder auf eine Gruppe Plastikmannequins, die jemand aus einem Laden geholt und am Straßenrand aufgestellt hatte. Die Puppen lagen schließlich alle im Staub, hatten weder Arme noch Beine und waren überall zerbissen.

Dann ertönte ein lauter Peitschenknall

aus einer Seitenstraße. Das Hunderudel warf sich herum und rannte dorthin, aber zwei Hunde schlepten eine Puppe ohne Kopf durch den Staub. Sie verschwanden hinter dem nächsten Gebäude und wurden dort offenbar weitergetrieben, denn die Peitsche knallte noch mehrmals.

Ransom wies auf den abgerissenen Kopf am Straßenrand. »Eine Warnung für Reisende, Philip? Oder nur als Training für die Hunde?«

Sie gingen langsam zu Catherine und Mrs. Quilter zurück und ruhten sich einige Minuten lang im Schatten eines gestrandeten Prahms aus. Von dort sahen sie den alten Trawler im Schiffsfriedhof liegen, auf dessen Brücke Ransom Jonas

zum erstenmal beobachtet hatte. Philip Jordan starrte das Wrack aufmerksam an, als erwarte er fast, hinter den leeren Bullaugen oder auf der Brücke eine Bewegung zu sehen.

Mrs. Quilter richtete sich mühsam auf. »Haben Sie irgendwo meinen alten Quilty getroffen?« erkundigte sie sich mit zitternder Stimme. In den letzten Tagen vor ihrer Ankunft in Larchmont hatten sie alle ihre knappen Wasserrationen großzügig mit ihr geteilt, als könnten sie auf diese Weise das drohende Gespenst ihres Sohnes besänftigen. Als sie jetzt nur noch zwei Flaschen Wasser hatten und die Stadt verlassen zu sein schien, fiel Ransom jedoch auf, daß die Alte kaum noch die

ihr zustehende Ration erhielt.

»Er ist bestimmt hier«, sagte sie, weil ihr der Stimmungsumschwung aufgefallen zu sein schien. »Er hält sich irgendwo versteckt, das spüre ich ganz deutlich, Doktor.«

Ransom fuhr sich mit dem Arm über den staubigen Bart. Das schütterere Haar war jetzt so weiß wie Miranda Lomax' Haare früher gewesen waren. Er beobachtete die Rauchsäulen über dem Fluß. »Vielleicht haben Sie recht, Mrs. Quilter.«

Sie verließen den Schatten des Prahms und näherten sich der Straßenbrücke, die sie eine halbe Stunde später erreichten. An der Einfahrt des Jachtbeckens lagen die Reste des Hausboots, auf dem Mrs.

Quilter früher gelebt hatte. Sie blieb davor stehen, berührte die verkohlten Planken mit einem Stock und ließ sich dann wieder auf den Karren heben.

Als sie unter dem intakt gebliebenen Bogen der Straßenbrücke hindurchgingen, ließ Ransom plötzlich die Deichsel los. »Philip, das Hausboot!« Er sah die vertrauten Umrisse im Sand vor sich und rannte darauf zu.

Er kniete im Sand und schaufelte ihn mit beiden Händen beiseite, um ein Bullauge freizulegen, als Philip Jordan neben ihm erschien.

»Wie steht es mit dem Wasser, Doktor?« Philip half ihm, das Bullauge freizulegen. »Sie hatten doch Wasser in

einem geheimen Tank.«

»Unter der Kombüse. Wir müssen auf der anderen Seite graben.« Als Philip wortlos nickte und über das Kabinendach kletterte, warf Ransom einen Blick ins Innere des Hausbootes. Offenbar war die Kabine vor einigen Jahren geplündert worden, denn überall lagen Bücher und aufgezugene Schubladen verstreut. Ransom sah aber trotzdem auf einen Blick, daß seine Erinnerungsstücke unbeschädigt geblieben waren.

»Hierher, Doktor!« rief Philip. Ransom stand auf und kletterte ebenfalls über das Kabinendach. Catherine Austen war auf eine Düne gestiegen und sah zu den Trümmern ihrer Villa hinüber.

»Hast du etwas gefunden, Philip?«

Philip zeigte durch das Bullauge. Die Decksplanken der Kombüse waren mit einer Axt zertrümmert worden, so daß die nach unten führende Treppe sichtbar war.

»Irgend jemand ist uns zuvorgekommen, Doktor.« Philip erhob sich wieder. Er rieb sich die Kehle, wobei seine Finger weiße Streifen zurückließen. Dann sah er flußabwärts zu dem verlassenen Trawler hinüber.

Ransom ließ ihn stehen und kletterte den Abhang zur Brücke hinauf. Der Sand bewegte sich unter seinen Füßen und rutschte langsam nach unten. Ransom stieß gegen ein großes Metallstück und erkannte den Außenbordmotor, mit dem

er sein Boot vor zehn Jahren hatte ausrüsten wollen. Aus irgendeinem Grund wollte er jetzt eine möglichst große Entfernung zwischen sich und die anderen legen. Während der langen Wanderung von der Küste hierher waren sie aufeinander angewiesen gewesen, aber seit ihrer Ankunft in Larchmont, wo sie vor Jahren gemeinsam zum Meer aufgebrochen waren, hatte Ransom das Gefühl, keine Verpflichtungen mehr zu haben.

Er kletterte über die Balustrade und ging langsam auf die Brückenmitte zu. Die Straße war hier mit alten Reifen und Metallstücken übersät, an die er sich noch gut erinnerte. Er blieb am Geländer stehen und sah über die sandbedeckten

Ruinen zu den weit entfernten Türmen der Stadt hinüber. Die weiße Fläche des ausgetrockneten Sees erstreckte sich im Nordosten bis zum Horizont.

Ransom ließ sich an einer Bresche im Brückengeländer nieder und blieb dort wie ein erschöpfter Hausierer hocken. Unter ihm ging Philip Jordan über das Flußbett, trug seinen Speer in der Hand und hatte eine Wasserflasche über der linken Schulter hängen. Catherine Austen bewegte sich diagonal von ihm fort und blieb am Ufer stehen, als suche sie dort etwas zwischen dem Treibholz. Nur Mrs. Quilter saß ruhig auf dem Karren unter dem zerfetzten Sonnensegel, setzte sich dann aber ebenfalls in Bewegung und kletterte die Böschung hinauf.

Als Ransom zum anderen Ufer hinübersah, wo er die Überreste seines Hauses zu sehen hoffte, fiel ihm plötzlich ein heller Fleck auf. Dicht bei Lomax' Villa befand sich ein großer Teich, dessen blaues Wasser leichte Wellen warf. Ransom beobachtete die Erscheinung aufmerksam und stellte fest, daß es sich dabei um eine bemerkenswert intensive Fata Morgana handeln mußte. Das kreisrunde Becken hatte mindestens dreißig Meter Durchmesser und war von allen Seiten mit einem breiten Sandstrand umgeben, hinter dem bereits die Sanddünen begannen.

Während er noch auf das Verschwinden dieser Sinnestäuschung

wartete, flatterte ein kleiner weißer Vogel über die Dünen und ging auf dem Wasser nieder. Er schwebte mit weit ausgebreiteten Flügeln herab und setzte mit glitzernder Bugwelle auf.

Ransom sprang auf und rannte weiter über die Brücke. In diesem Augenblick dachte er nicht mehr daran, die anderen zu verständigen, sondern stieg am gegenüberliegenden Ufer über das niedrige Geländer und eilte hastig weiter. Alle fünfzig Meter legte er eine kurze Pause ein und rannte dann wieder durch die Straßen am Ufer.

»Doktor!« Als er über eine niedrige Mauer kletterte, wäre Ransom fast auf Mrs. Quilter gesprungen, die auf der anderen Seite im Schatten hockte. Sie

sah schüchtern zu ihm auf. Irgendwie hatte sie es tatsächlich fertiggebracht, in der kurzen Zeit bis hierher zu kommen. »Doktor«, seufzte sie wehleidig, »ich kann mich nicht mehr rühren.«

Als Ransom weitergehen wollte, holte sie die andere Wasserflasche hinter ihrem Rücken hervor. »Ich teile ehrlich mit Ihnen, Doktor.«

»Schön, kommen Sie mit.« Ransom nahm ihren Arm und half ihr auf. Sie gingen langsam weiter. Mrs. Quilter stolperte schon bald über einen Draht und blieb keuchend im Sand sitzen. Ransom ärgerte sich über diese Verzögerung, bückte sich schließlich und nahm die Alte auf den Rücken.

Überraschenderweise war sie leicht

wie ein Kind, so daß Ransom ohne große Schwierigkeiten vorankam und an einigen Stellen sogar in einen leichten Trab verfallen konnte. Bevor sie den Fluß aus den Augen verloren, zog Mrs. Quilter ihn plötzlich am Ohr.

»Doktor, drehen Sie sich noch einmal um!«

Achthundert Meter hinter ihnen stiegen unter der Straßenbrücke dichte Rauchwolken aus dem Hausboot auf, das im Schatten der Pfeiler brannte. Wenige Sekunden später flammte auch der Karren auf, als habe ihn eine unsichtbare Fackel berührt.

»Macht nichts!« Ransom stolperte weiter über die Trümmer, bis er endlich die Dünen vor sich hatte, hinter denen

der kleine See liegen mußte. Mit einer letzten Anstrengung überwand er auch dieses Hindernis.

Dann stand er auf dem höchsten Punkt der Dünenkette und ließ Mrs. Quilter in den Sand gleiten. Er ging langsam zu dem klaren blauen Wasser hinunter. Der Wind trieb kleine Wellen ans Ufer, so daß sich der weiße Sand an diesen Stellen dunkel färbte. Ransom hatte unwillkürlich den Eindruck, dieses kleine Reservoir sei vom Himmel gefallen und verkörpere eine Destillation allen Regens, der in den vergangenen zehn Jahren ausgeblieben war.

Als er nur noch drei Meter vom Wasser entfernt war, rannte er plötzlich

los und stolperte durch den weichen Sand. Der kleine Vogel, den er zuvor beobachtet hatte, schwamm etwas weiter in den See hinaus und beäugte ihn von dort aus mißtrauisch. Ransom kniete im seichten Wasser am Ufer, badete Kopf und Gesicht darin und ließ die kalte Flüssigkeit durch sein fadenscheiniges Hemd dringen. Die Dünen am gegenüberliegenden Ufer schienen in diesem Augenblick unendlich weit entfernt zu sein.

Der Vogel stieß einen kurzen Schrei aus und flog auf. Ransom drehte sich um, blieb aber im Wasser. Hinter ihm stand ein Riese im Sand.

Die über zwei Meter große Gestalt mit den unglaublich breiten Schultern trug

einen losen Umhang aus Pantherfellen und eine riesige Federkappe, so daß Ransom zunächst den Eindruck hatte, einem primitiven Idol gegenüberzustehen, das mit sämtlichen irdischen Besitztümern eines ganzen Stammes beladen war. Der Riese hatte sich einen ehemals dunkelblauen Kaftan um den Oberkörper geschlungen, unter dem ein Paar merkwürdiger Hosen begann, das aus Teppichen zusammengenäht zu sein schien. An den schweren Stiefeln waren hölzerne Stelzen befestigt, die in Sandschuhen ausliefen und durch ihre Höhe für den gigantischen Eindruck verantwortlich waren, den die Gestalt auf den ersten Blick erweckte.

Ransom kniete im Wasser und beobachtete das finstere Gesicht des anderen, aus dem hemmungslose Wut und blinder Zorn sprachen. Das rötliche Haar umrahmte ein breitflächiges Gesicht, über dem eine riesige Federkappe saß, an der Ransom zwei schwarze Flügel und ein langer Hals auffielen.

»Quilter ...!« begann er und erkannte in diesem Augenblick den ausgestopften schwarzen Schwan. »Quilter, ich ...«

Bevor er aufstehen konnte, setzte sich die Gestalt plötzlich in Bewegung und stürzte sich mit einem lauten Schrei auf ihn. Ransom wurde zur Seite ins Wasser gestoßen, spürte ein schweres Gewicht auf seinem Rücken und bäumte sich

vergeblich dagegen auf. Eine harte Hand hielt seine Schultern nach unten gedrückt, während die linke Faust des Riesen gegen Ransoms Kopf hämmerte. Ransom rang keuchend nach Luft und sah nur noch Mrs. Quilter ans Wasser humpeln, wobei sie überrascht krächzte: »Das ist doch mein Quilty ... Komm her, mein Junge, deine alte Mutter ist gekommen, um dich zu retten ...«

Eine halbe Stunde später hatte Ransom sich wieder einigermaßen erholt und lag am Ufer dicht neben dem kühlen Wasser. Irgendwo hinter ihm schwatzte Mrs. Quilter unaufhörlich. Als Ransom den Kopf nach ihr umwandte, sah er ihren Sohn schweigend im Sand hocken. Die

Alte war so begeistert über ihren endlich wiedergefundenen Sohn, daß sie ihm jetzt in aller Eile erzählte, was sie in den letzten zehn Jahren erlebt hatte. Ransom atmete erleichtert auf, als er hörte, daß Mrs. Quilter begeistert von der wunderbaren Expedition zur Küste berichtete, die er für sie arrangiert hatte. Als Ransoms Name fiel, erhob Quilter sich, sah kurz zu Ransom hinüber und ließ sich dann wieder in den Sand fallen. Während er seiner Mutter zuhörte, neigte er den Kopf und betrachtete sie mit zusammengekniffenen Augen, als überlege er sich, welchen Nährwert dieses Bündel Haut und Knochen besitzen könne.

Ransom stand mühsam auf und

schwankte zu den beiden hinüber.

»Doktor ...?« Mrs. Quilter unterbrach ihren Monolog und schien erstaunt, aber auch erfreut darüber zu sein, daß Ransom noch imstande war, ihnen Gesellschaft zu leisten. »Ich habe ihm gerade von Ihnen erzählt, Doktor. Quilty, der Doktor kennt sich wirklich gut mit Autos aus.«

Ransom murmelte irgend etwas vor sich hin und schüttelte sich den nassen Sand aus Ärmeln und Hosenbeinen.

Quilter wandte sich an ihn und sagte mit rauher Stimme: »Lassen Sie die Autos hier lieber in Ruhe, sonst treffen Sie auf Leichen.« Dann fügte er grinsend hinzu: »Ein Loch bis zur Tür, hineinschieben und Fenster nach oben

kurbeln – das geschieht ihnen recht, was?«

»Klingt wie eine gute Idee«, stimmte Ransom vorsichtig zu. Er überlegte sich, daß es vielleicht besser war, Quilter nichts von Philip oder Catherine zu erzählen. Bis jetzt hatte der junge Mann noch nicht zu erkennen gegeben, wo oder wie er in den Trümmern hauste.

Quilter blieb weitere fünf Minuten lang schweigend im Sand sitzen und berührte nur gelegentlich seine Felle, während seine Mutter ununterbrochen schwatzte und nur einmal vorsichtig eine Hand auf seinen Arm legte. Kurze Zeit später griff er nach dem Schwanenhals, der vor seinem rechten Auge hing, und nahm die Federkappe ab. Jetzt zeigte sich, daß

sein Kopf völlig kahl war, denn die langen roten Haare, die bis auf seine Schultern fielen, wuchsen nur an den Rändern einer Tonsur.

Dann sprang er wortlos auf, winkte ihnen kurz zu und ging auf seinen Stelzen über die Dünen davon, wobei die Pantherfelle und der Kaftan im Wind wie zerrupfte Vogelschwinge flatterten.

Ransom und Mrs. Quilter konnten kaum mit ihm Schritt halten und fielen allmählich zurück, während er auf seinen Stelzen rasch und unbehindert vorankam.

Dann erreichten sie ein schmiedeeisernes Tor, das schräg aus dem Sand ragte, und Ransom wußte plötzlich, daß sie die Straße entlanggingen, in der er damals gewohnt hatte. Auf der gegenüberliegenden Seite war das Haus des Reverend Johnstone unter einer Düne verschwunden.

Quilter ging an dem Tor vorbei, führte sie durch eine Bresche in der Mauer und

stelzte die Zufahrt hinauf. Lomax' Villa lag hinter Dünen verborgen, der erste Stock war ausgebrannt. Sie erreichten die Doppeltür, deren Glas zersplittert war. Auf dem Marmorfußboden der riesigen Eingangshalle lagen leere Konservendosen und andere Abfälle.

Sie gingen um das Haus herum und standen vor dem Schwimmbecken. Hier war erstmals ein Lebenszeichen zu sehen. Das große Becken war mit langen Holzstangen abgedeckt, über denen gegerbte Felle lagen, die am tiefen Ende zu einer Art Zeltdach drapiert waren. Aus der Mitte des Beckens drang der bläuliche Rauch eines Holzfeuers durch die Abdeckung. Der Sand am Rand lag voll alter Kochtöpfe, Vogelfallen und

Kühlschränkteilen, die aus den umstehenden Ruinen stammen mußten. Zehn Meter davon entfernt standen zwei Autokarosserien ohne Räder zwischen den Dünen.

Eine Holzterappe führte auf den Boden des Schwimmbeckens hinunter. Die Abdeckung hielt Sand und Staub ab, so daß der Boden mit den farbigen Seepferdchen deutlich sichtbar war. Quilter führte die beiden Besucher nach unten ans tiefere Ende des Beckens, wo eine Absperrung aus aufgehängten Decken errichtet worden war. Quilter schob sie beiseite und ging in den Innenraum voran.

Auf einer niedrigen Couch am Feuer lag eine Frau, in der Ransom nur mit

einiger Anstrengung Miranda Lomax wiedererkannte. Ihr langes, weißes Haar fiel jetzt bis zu den Füßen herab und umgab sie wie ein mottenzerfressenes Leichentuch, aber der allzu kleine Mund und die böartig glitzernden Augen hatten sich nicht verändert. Ransom staunte allerdings darüber, wie fett Miranda geworden war – sie hatte unglaublich zugenommen und erinnerte ihn an ein Walroß aus dem Zoo in Mount Royal. Ihre kleinen Augen schienen förmlich in Fett zu schwimmen, als sie Ransom forschend anstarrte. Dabei strich sie sich das lange Haar mit einer Hand aus dem Gesicht. Miranda trug eigenartigerweise ein schwarzes Nachthemd, das nur den einen Zweck zu

haben schien, ihre gewaltige Korpulenz zur Schau zu stellen.

»Quilty ...«, begann sie. »Wer ist das?« Sie sah zu Quilter hinüber, der seine Stelzen abschnallte und seiner Mutter einen Hocker am Feuer anbot. Während Ransom am Boden Platz nahm, lehnte Quilter sich in einen großen Rohrsessel zurück und legte seinen eigenartigen Kopfschmuck neben sich.

Miranda bewegte sich, konnte ihre gewaltigen Massen aber nur zwei oder drei Zentimeter über die Couch wälzen. »Quilty, ist das nicht unser wandernder Doktor? Wie heißt er noch gleich ...?« Sie nickte Mrs. Quilter langsam zu und wandte sich dann an Ransom. »Doktor, Sie haben also wirklich den langen

Marsch von der Küste bis hierher auf sich genommen, um uns zu besuchen. Quilty, deine Mutter ist endlich gekommen.«

Quilter lehnte sich in seinen Sessel zurück. Er sah zu seiner Mutter hinüber und sagte dann grinsend zu Miranda: »Sie mag Autos.«

»Tatsächlich?« Miranda kicherte vor sich hin. »Na, sie sieht aber auch so aus, als könnte sie bald eines brauchen.« Dann wandte sie sich wieder strahlend an Ransom. »Wie steht es mit Ihnen, Doktor?«

Ransom fuhr sich mit der Hand durch den Bart. »Ich bin in den letzten Jahren auch ohne Autos ausgekommen. Ich freue mich, Sie hier wiederzusehen,

Miranda.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Haben Sie Wasser mitgebracht?«

»Wasser?« fragte Ransom erstaunt. »Leider haben wir unseren kleinen Vorrat auf dem Marsch hierher aufgebraucht.«

Miranda seufzte und sah zu Quilter hinüber. »Wie schade, Doktor. Wir sind selbst ziemlich knapp an Wasser, müssen Sie wissen.«

»Aber das Reservoir ...« Ransom wies in die Richtung, wo der See liegen mußte. »Sie sind doch mehr als reichlich versorgt.«

Miranda schüttelte den Kopf. »Dieses Reservoir, wie Sie es nennen, stellt unseren gesamten Vorrat dar. Habe ich

recht, Quilter?«

Quilter nickte langsam und starrte Ransom dabei an. Ransom fragte sich, ob Quilter wirklich wußte, wer dieser fremde Mann und die alte Frau waren, die plötzlich am See erschienen waren. Mrs. Quilter saß mit geschlossenen Augen auf ihrem Hocker, schien halb zu schlafen und war offensichtlich völlig erschöpft, weil nun die lange Suche endlich zu Ende war.

Miranda lächelte Ransom zu. »Sehen Sie, wir haben eigentlich gehofft, Sie würden etwas Wasser mitbringen. Aber wenn nicht, dann eben nicht. Sagen Sie mir doch, Doktor, weshalb sind Sie um Himmels willen hierher zurückgekommen?«

Ransom machte eine Pause, bevor er diese Frage zu beantworten versuchte, denn er sah, daß Quilter ihn aufmerksam beobachtete. Die beiden nahmen offenbar an, ihre kleine Gruppe sei die Vorhut einer offiziellen Expedition von der Küste her, die vielleicht das Ende der Dürre ankündigte.

»Nun«, begann er unsicher, »ich weiß, daß meine Begründung vielleicht komisch klingt, Miranda, aber ich wollte Lomax und Sie wiedersehen – und natürlich auch Quilter. Oder haben Sie dafür kein Verständnis?«

Miranda setzte sich auf. »Doch, durchaus. Ich weiß nicht, was Richard dazu sagen wird, denn er ist in letzter Zeit sehr scheu und unberechenbar, und

Quilter scheint Sie bereits gründlich satt zu haben, aber ich verstehe, daß Sie deswegen gekommen sind.« Sie lehnte sich wieder in die Kissen zurück. »Wenn Sie kein Wasser mitgebracht haben, ist natürlich einiges anders, um es ganz ehrlich zu sagen, aber Sie können bestimmt einige Tage bei uns bleiben. Nicht wahr, Quilter?«

Bevor Quilter antworten konnte, begann seine Mutter auf ihrem Hocker zu schwanken. Ransom hielt sie am Arm fest. »Sie braucht jetzt vor allem Ruhe«, sagte er. »Kann sie sich irgendwo hinlegen?«

Quilter nahm sie wie ein Kind auf die Arme und trug sie in ein kleines Abteil hinter den Decken. Als er wenige

Minuten später zurückkam, bot er Ransom eine Büchse abgestandenes Wasser an. Obwohl sein Magen noch immer voll Wasser war, das er am See getrunken hatte, gab Ransom vor, dankbar zu trinken, weil er annahm, Quilter wolle damit andeuten, er sei jetzt akzeptiert.

Dann sagte er beiläufig zu Miranda: »Ich nehme an, daß Sie uns haben verfolgen lassen?«

»Wir wußten, daß irgend jemand hierher unterwegs war. Allerdings haben wir noch nicht allzu viele Besucher von der Küste gehabt – die meisten Leute scheinen müde zu werden oder verschwinden einfach.« Sie lächelte Ransom zu. »Ich glaube, sie werden

unterwegs gefressen – von den Löwen, meine ich.«

Ransom nickte langsam. »Mich würde nur interessieren, was Sie bisher gegessen haben, wenn man von müden Wanderern wie mir absieht.«

Miranda lachte schallend. »Keine Angst, Doktor, Sie sind viel zu mager und knochig. Außerdem sind diese Zeiten längst vorbei, nicht wahr, Quilty? Seitdem wir planmäßig vorgehen, haben wir knapp ausreichend zu essen – Sie würden staunen, wenn Sie wüßten, wie viele Konservendosen noch unter den Trümmern zu finden sind –, aber die erste Zeit war doch ziemlich schwierig. Ich weiß, daß Sie glauben, alle seien in Richtung Küste abgefahren, aber in

Wirklichkeit sind viele zurückgeblieben. Nach einer Weile haben sie sich allerdings rasch vermindert.« Sie starrte nachdenklich ihren feisten Arm an. »Zehn Jahre sind eben eine lange Zeit.«

Im Sand über ihnen knackte trockenes Holz, dann fauchte zischend ein Blasebalg. Ein Feuer aus Holzstücken und ölgetränkten Lumpen begann zu brennen. Ransom starrte die große schwarze Rauchsäule an, die unmittelbar vor ihm aufstieg. Sie glich denen, die ihren Weg durch die Wüste markiert hatten, und Ransom hatte das Gefühl, endlich sein Ziel erreicht zu haben, obwohl der Empfang nicht ganz seinen Vorstellungen entsprochen hatte. Niemand hatte bisher Catherine oder

Philip Jordan erwähnt, aber Ransom nahm an, daß es andere Leute wie sie gab, die ohne festes Ziel durch die Wüste irrten und dann früher oder später mit Quilter zusammentrafen. Einige ertränkte er vermutlich aus alter Gewohnheit im See, andere nahm er vielleicht mit in seinen Schlupfwinkel.

Miranda schnüffelte geräuschvoll. »Whitman ist hier«, sagte sie zu Quilter, der seine schlafende Mutter durch einen Spalt zwischen den Decken beobachtete.

Hinter den Vorhängen klapperten hölzerne Sandalen, dann kamen drei kleine Kinder aus einem anderen Abteil. Als sie das Feuer am Rand des Schwimmbeckens sahen, stießen sie sich aufgeregt an und drängten sich um ihre

Mutter.

Mit ihren geschwollenen Köpfen und den trotzdem irgendwie zu kleinen Gesichtern erinnerten sie deutlich an Quilter, aber auch an Miranda. Alle drei hatten den gleichen Wasserkopf, dieselben großen Augen mit dem nach innen gerichteten Blick und die merkwürdig eingefallenen Wangen. Ihre kleinen Körper und schwachen Hälse schienen das Gewicht der riesigen Schädel kaum tragen zu können. Ransom hielt sie zunächst für schwachsinnig, bis er ihre Augen sah, die ihn aufmerksam beobachteten. Die großen Pupillen sprachen von phantastischen, aber intelligenten Träumen.

Quilter ignorierte die Kinder völlig,

als sie fast auf seine Füße traten, um das Feuer besser sehen zu können. Vor den Decken zeichnete sich die bucklige Gestalt eines Mannes ab. Das Feuer schien keinen bestimmten Zweck zu haben, und Ransom überlegte sich, daß es vermutlich nur eine rituelle Bedeutung hatte, die Teil der hier eingeführten Routine war.

Miranda beobachtete die Kinder von ihrer Couch aus. »Meine Kleinen, Doktor – jedenfalls die drei, die am Leben geblieben sind. Tun Sie mir den Gefallen, sie schön zu finden.«

»Das sind sie auch«, versicherte Ransom ihr hastig. Er nahm eines der Kinder auf den Arm und betastete den großen Kopf.

In den hellen Augen blitzte ein Gedanke nach dem anderen auf. »Er sieht wie ein Genie aus.«

Miranda nickte weise. »Sie haben ganz recht, Doktor. Ich habe in ihnen zum Vorschein gebracht, was in dem armen alten Quilter noch verborgen ist.«

Vom Rand des Schwimmbeckens her ertönte ein lauter Schrei. Ein einäugiger Mann, dessen linker Arm in einem Stumpf am Handgelenk endete, starrte zu ihnen herab. Sein Gesicht und seine Kleidung waren mit Staub bedeckt, als habe er einige Monate lang in der Wildnis gelebt. Ransom erkannte den Fahrer des Tankwagens, der ihn mit zum Zoo genommen hatte. Eine Narbe auf der rechten Backe war im Lauf der Zeit

tiefer geworden und verzerrte das Gesicht zur Karikatur einer wütenden Grimasse.

Er wandte sich an Quilter und sagte: »Der Jonas-Junge und die Frau sind flußaufwärts gegangen. Wahrscheinlich werden sie heute nacht von den Löwen erwischt.«

Quilter sah auf den gekachelten Boden. Von Zeit zu Zeit hob er die Hand und kratzte sich nachdenklich den kahlen Schädel. Seine geistesabwesende Art schien zu beweisen, daß er mit einem unlösbaren Problem kämpfte.

»Haben sie Wasser?« fragte Miranda.

»Keinen Tropfen«, antwortete Whitman lachend und wollte wieder gehen, als aus weiter Ferne eine Stimme

über die Dünen schallte. Irgendwo sprach ein Mann laut mit sich selbst, aber auch mit der Welt im allgemeinen, die schweigend vor ihm lag und nicht auf seine Beschwörungen reagierte.

Whitman trat einen Schritt vor und wich wieder zurück. »Jonas!« Er schien sich weder zum Angriff noch zur Flucht entschließen zu können. »Diesmal erwische ich ihn aber!«

Quilter erhob sich und setzte die Federkappe auf.

»Quilter«, rief Miranda ihm nach. »Nimm den Doktor mit. Er kann mit Lomax sprechen und vielleicht herausbekommen, was er eigentlich vorhat.«

Quilter schnallte sich seine Stelzen an.

Sie kletterten aus dem Schwimmbecken und gingen an der Feuerstelle vorbei, wo jetzt nur noch einige Holzstücke rauchten. Whitman führte sie über die Dünen. In einer der Senken war ein halbes Dutzend Hunde an den Pfosten eines ehemaligen Wachturms gebunden. Die kleine Meute zerrte ungeduldig an den Leinen, so daß Whitman seine ganze Kraft aufwenden mußte, um nicht fortgerissen zu werden. Er schlich weiter die Dünen entlang. Zwanzig Meter hinter ihm stelte Quilter in voller Kriegsbemalung, dann folgte Ransom. Irgendwo vor ihnen ertönte noch immer der Monolog.

Als sie über eine der Dünen kletterten, sahen sie plötzlich hundert Meter vor

sich Jonas langsam durch die Ruinen am Seeufer gehen. Er bewegte sich wie ein Schlafwandler und schien die weißen Hügel anzusprechen, die sich hier bis zum Horizont erstreckten.

Whitman näherte sich ihm schräg von hinten und hielt die japsenden Hunde mühsam mit einer Hand zurück. Er zögerte am Fundament eines zerstörten Beobachtungsturms und wartete darauf, daß Jonas auf der früheren Uferstraße erscheinen würde. Er nahm die Leine in den Mund und begann den Knoten mit einer Hand zu lösen.

»Jonas ...!«

Der Ruf kam aus den Dünen am See. Jonas blieb stehen, sah sich nach dem Rufer um und entdeckte dabei hinter sich

Quilters groteske Gestalt und die Hunde, die sich jetzt von Whitman losrissen.

Als die Meute seine Spur aufnahm, setzte der hagere Mann sich ebenfalls in Bewegung. Er rannte mit gesenktem Kopf über die Trümmer davon. Die Hunde holten ihn ein und schnappten nach seinen Fersen, aber er riß sich ein altes Fischernetz von der Schulter und schlug es ihnen um die Schnauzen. Plötzlich verhängte sich die Leine, an der alle Hunde gemeinsam hingen, um einen alten Telegrafmast. Die Meute hielt ruckartig an und kläffte wütend hinter dem Fliehenden her.

Ransom beobachtete die hagere Gestalt, bis der Prediger zwischen den Dünen am Ufer verschwunden war.

Whitman ging fluchend zu den Hunden und versetzte jedem einen kräftigen Fußtritt. Quilter sah Jonas ungerührt nach.

»Sucht er immer noch nach seinem Meer?« fragte Ransom.

»Er hat es gefunden«, antwortete Quilter.

»Wo?«

Quilter wies auf den See hinaus, dessen weiße Dünen in der grellen Sonne leuchteten.

»Ist das sein Meer?« fragte Ransom, als sie weitergingen. »Warum bleibt er denn nicht dort?«

Quilter zuckte mit den Schultern. »Wegen der Löwen«, sagte er und ging weiter.

Hundert Meter vor ihnen, wo zwischen dem Schwimmbecken und der östlichen Begrenzung des Grundstücks ebenes Land lag, stand ein kleiner Pavillon in einer Senke zwischen den Dünen und funkelte in der Sonne. Er war aus verchromten und vielfarbig lackierten Autoteilen konstruiert worden – aus Kühlerverkleidungen, Scheinwerfern, Lautsprecherziergittern und ähnlichen Teilen –, die so geschickt zusammengesetzt waren, daß man aus der Ferne den Eindruck haben konnte, vor einem juwelenbesetzten Miniaturtempel zu stehen. Der Pavillon erhob sich wie ein glitzernder Edelstein aus den Sanddünen.

Quilter blieb fünfzig Meter davor stehen. »Lomax«, sagte er und wies mit dem Daumen darauf. »Richten Sie ihm aus, daß er ertrinken wird, wenn er nicht bald Wasser findet.«

Nachdem er Ransom dieses Rätsel aufgegeben hatte, stelzte er davon.

Ransom stapfte durch den Sand weiter. Während er sich dem Pavillon näherte, verglich er diese Konstruktion mit den jämmerlichen Hütten, die er an der Küste aus dem gleichen Material gebaut hatte.

Er erreichte den prächtig ausgeschmückten Vorraum und sah hinein. Hier waren die Wände mit gebogenen Chromstreifen verziert. Gläser aus Autoscheinwerfern waren in

Kühlerverkleidungen montiert und bildeten eine fortlaufende Wand, durch die das Sonnenlicht auf den Fußboden aus Sand fiel. Eine andere Wand bestand aus Radiozergittern, deren Knöpfe so angebracht waren, daß sie astrologische Zeichen darstellten.

Eine innere Tür wurde geöffnet. Aus dem Schatten tauchte eine plumpe Gestalt auf und griff nach Ransoms Arm.

»Charles, mein lieber Junge! Ich habe schon gehört, daß Sie hierher unterwegs waren! Wie ich mich freue, Sie wieder einmal zu sehen!«

»Richard ...« Ransom starrte Lomax einige Sekunden lang sprachlos an, während der Architekt ihn seinerseits verwundert betrachtete und über seine

abgerissene Kleidung zu staunen schien. Lomax war inzwischen völlig kahl geworden, hatte aber seine rosige Haut trotz Sand und Wind behalten, so daß er jetzt an eine attraktive, aber haarlose Frau erinnerte. Er trug einen hellgrauen Seidenanzug, ein mit Rüschen besetztes Rohseidenhemd und eine elegant geknüpfte Künstlerkrawatte, in der eine riesige Perle steckte. In dieser Aufmachung wirkte er auf Ransom wie eine verblüffende Mischung aus Jahrmarktsschreier, Riesendame, Falschspieler und Transvestit, die mitten in der Wüste mit einem bunten Wunderpravillon gestrandet war.

»Was haben Sie denn, Charles?«
Lomax trat einen Schritt zurück. Seine

Augen über der markanten Adlernase waren noch immer so scharf wie früher. »Erinnern Sie sich nicht mehr an mich?« Er grinste, als freue er sich über die Gelegenheit, seine Antwort selbst vorzubereiten. »Oder liegt es daran, daß Sie sich an mich erinnern?«

Er kicherte vor sich hin und führte Ransom durch den Pavillon in einen kleinen Hof an der Rückseite des Gebäudes, wo die Überreste eines Brunnens mit einem Ziergarten aus Chrom und Glasteilen umgeben waren.

»Nun, Charles, was gibt es Neues? Haben Sie Wasser mitgebracht?« Er druckte Ransom in einen Stuhl und hielt dabei seinen Arm umklammert. »Ich habe weiß Gott lange genug gewartet.«

Ransom befreite seinen Arm. »Sie werden weiter warten müssen, fürchte ich, Richard. Nach all diesen Jahren klingt es vielleicht wie ein schlechter Witz, aber wir sind von der Küste hierhergekommen, um nach Wasser zu suchen.«

»Was?« Lomax drehte sich auf dem Absatz um. »Wovon reden Sie überhaupt? Sie müssen übergeschnappt sein. Hier gibt es in hundert Meilen Umkreis keinen Tropfen Wasser!« Er ballte wütend die Fäuste. »Was haben Sie dagegen unternommen?«

»Gar nichts«, antwortete Ransom wahrheitsgemäß. »Wir haben kaum genügend Wasser destillieren können, um am Leben zu bleiben.«

Lomax nickte langsam und schien sich wieder beruhigt zu haben. »Das kann ich mir lebhaft vorstellen. Ganz offen gesagt, Charles, sehen Sie einfach fürchterlich aus. Sie hätten lieber hier bei mir bleiben sollen. Aber diese Dürre – früher hieß es doch, sie sei in zehn Jahren vorbei. Ich dachte, Sie seien deshalb gekommen!«

Lomax sprach wieder so laut und entrüstet wie zuvor.

»Richard, um Gottes willen ...« Ransom versuchte ihn zu beruhigen. »Alle sprechen hier nur von Wasser. Dabei scheint es mehr als genug zu geben. Ich bin jedenfalls gleich nach meiner Ankunft auf ein großes Reservoir gestoßen.«

»Das?« Lomax machte eine wegwerfende Handbewegung. Als er sich die Schweißperlen von der Stirn wischte, fiel ihm seine Glatze auf. Er holte eine Perücke aus der Tasche und bedeckte damit seinen kahlen Schädel.

»Dieses Wasser, Charles, begreifen Sie das nicht – mehr ist einfach nicht da! Ich habe sie zehn Jahre lang am Leben erhalten, aber jetzt halten sie plötzlich gegen mich zusammen, weil diese verdammte Trockenheit nicht aufhören will!«

Lomax zog einen zweiten Stuhl heran.

»Charles, meine Position wird allmählich unmöglich. Quilter ist übergeschnappt, haben Sie ihn gesehen, wie er auf seinen Stelzen herumhopst?

Er will mich ermorden, das weiß ich ganz sicher!«

Ransom sagte vorsichtig: »Er wollte, daß ich Ihnen etwas ausrichte – das Wort ›ertrinken‹ kam darin vor, wenn ich mich recht erinnere. Aber in dieser Beziehung besteht hier wohl wenig Gefahr?«

»Bestimmt nicht!« Lomax schnalzte mit den Fingern. »Ertränken, ersäufen – nachdem ich alles für sie getan habe! Ohne mich wären sie schon in der ersten Woche verdurstet.«

Er sackte in seinen Stuhl zurück.

»Wo haben Sie das ganze Wasser gefunden?« fragte Ransom neugierig.

»Hier und da, Charles.« Lomax machte eine vage Handbewegung. »Als

Architekt wußte ich zufällig, wo sich noch zwei oder drei alte Reservoirs befanden, die unter Parkplätzen und Fußballfeldern in Vergessenheit geraten waren. Natürlich waren es nur kleine, an die kein Mensch mehr gedacht hat, aber sie enthielten trotzdem verdammt viel Wasser, das können Sie mir glauben. Ich habe Quilter gezeigt, wo sie lagen, und er hat das Wasser gemeinsam mit den anderen hierher gepumpt.«

»Und der See ist also die letzte Reserve? Aber wie kann Quilter Ihnen das vorwerfen? Er und die anderen sind Ihnen doch bestimmt dankbar ...«

»Sie sind mir *nicht* dankbar! Offenbar begreifen Sie nicht, wie der kümmerliche Verstand dieser Leute

funktioniert. Sehen Sie sich nur an, was Quilter aus meiner armen Miranda gemacht hat. Und diese entsetzlichen Kinder! Schwächliche Kretine! Stellen Sie sich vor, was aus ihnen wird, wenn sie am Leben bleiben! Quilter in *dreifacher* Ausführung! Manchmal glaube ich fast, der Allmächtige hat diese Dürre nur geschickt, damit sie ganz bestimmt verdursten.«

»Warum verschwinden Sie denn nicht einfach?«

»Ich kann nicht! Ist Ihnen nicht klar, daß ich hier gefangen bin? Dieser schreckliche einarmige Kerl schleicht überall mit seinen Hunden durch die Gegend. Ich warne Sie, sehen Sie sich vor, wenn Sie allein unterwegs sind.

Außerdem gibt es hier auch ein paar Löwen.«

Ransom stand auf. »Was soll ich Quilter also ausrichten?«

Lomax riß sich die Perücke ab und steckte sie in die Tasche. »Sagen Sie ihnen, sie sollen gefälligst verschwinden. Ich habe es gründlich satt, für sie Vater Neptun zu spielen. Das Wasser gehört mir; ich habe es gefunden und ich trinke es auch!« Er kniff ein Auge zu und sagte dann: »Aber ich teile es natürlich mit Ihnen, Charles.«

»Vielen Dank, Richard, aber im Augenblick muß ich versuchen, ohne fremde Hilfe zurechtzukommen.«

»Tun Sie, was Sie für richtig halten, alter Knabe.« Lomax betrachtete ihn

abschätzend und lächelte dann ironisch.
»Hoffen Sie aber nicht auf ein Wunder.
Das Wasser ist früher oder später zu
Ende – wahrscheinlich schon früher.«

»Das kann ich mir lebhaft vorstellen.«
Ransom sah auf Lomax herab und merkte
erst jetzt, wie sehr der andere in den
vergangenen zehn Jahren zu einer
Karikatur seiner selbst geworden war.
Nachdem er in diesem staubigen Garten
Eden die Rolle der Schlange gespielt
hatte, wollte er nun seinen Apfel
zurückhaben, als könne er dadurch die
Welt vor der Dürre wieder
heraufbeschwören. Im Gegensatz dazu
war der lange Marsch von der Küste
hierher für Ransom eine Expedition in
die eigene Zukunft gewesen, deren

weiterer Entwicklung er mit Interesse entgegensah, ohne sich um so belanglose Kleinigkeiten wie Hunger oder Durst zu kümmern.

»Charles, warten Sie doch!« Als Ransom den Eingang des Pavillons erreicht hatte, lief Lomax hinter ihm her. »Gehen Sie noch nicht, Sie sind der einzige Mensch, dem ich hier trauen kann!« Lomax hielt ihn am Ärmel fest. Seine Stimme sank zu einem geheimnisvollen Flüstern herab. »Sie wollen mich ermorden, Charles, oder ein Tier aus mir machen. Sehen Sie sich nur an, was er aus Miranda gemacht hat.«

Ransom schüttelte den Kopf. »In dieser Beziehung bin ich anderer Meinung,

Richard«, sagte er. »Ich finde sie schön.«

Lomax starrte sprachlos hinter ihm her. Ransom ging durch den Sand davon. Auf der Düne neben dem Schwimmbecken, wo vorher das Feuer gebrannt hatte, stand Quilter auf seinen Stelzen. Die Federkappe mit dem Schwanenhals zeichnete sich deutlich gegen den Abendhimmel ab.

Ransom blieb in der folgenden Woche bei Quilter und Miranda und beobachtete, wie Richard Lomax allmählich verfiel. Ransom hatte sich dafür entschieden, seine Wanderung so bald wie möglich durch das ausgetrocknete Seebett fortzusetzen, hörte aber nachts immer wieder Löwen zwischen den weißen Dünen brüllen. Dann erschien Jonas in der Dämmerung auf der Uferstraße und rief den Löwen mit seiner tiefen Stimme etwas zu, auf das sie knurrend antworteten. Ihr Überleben, das die Auffassung des

Predigers, es müsse irgendwo einen Fluß oder See geben, hinreichend zu untermauern schien, hatte Ransom davon überzeugt, er müsse seine unterbrochene Suche fortsetzen, sowie er wieder bei Kräften war.

Tagsüber saß er am Rand des Schwimmbeckens im Schatten unter der ehemaligen Loggia. Morgens begleitete er Whitman und Quilter in die Stadt, um dort nach Essen zu suchen. In unregelmäßigen Abständen waren zwischen den Dünen tiefe Schächte niedergebracht worden, die zu den Kellern verschütteter Häuser führten. Sie kletterten in diese Schächte hinunter und krochen in horizontaler Richtung weiter, bis sie auf alte Kühlschränke

oder Tiefkühltruhen stießen, wo sie einige Konservendosen aus dem Sand gruben. Meistens war ihr Inhalt bereits verdorben und wurde den Hunden vorgeworfen oder einfach zwischen den Ruinen zurückgelassen, bis die Vögel kamen. Ransom war durchaus nicht überrascht, als er feststellte, daß Quilter kaum für einen Tag Lebensmittelvorräte besaß und daß er kaum Interesse daran zu haben schien, sie weiter aufzufüllen. Quilter schien sich damit abgefunden zu haben, daß er der Wüste ausgeliefert sein würde, sobald der letzte Tropfen Wasser verdunstet oder getrunken war. Offensichtlich rechnete er damit, daß der ausgetrocknete Fluß ihn nun zu seinen eigenen Bedingungen annehmen würde.

Quilter hatte seiner Mutter einen kleinen Verschlag in der Eingangshalle der Villa errichtet, wohin sie sich abends zurückzog, nachdem sie den Tag bei Miranda und den Kindern verbracht hatte.

Ransom schlief in einem der Autowracks neben dem Schwimmbecken. Whitman hatte bisher in dem anderen gehaust, aber nach Ransoms Ankunft zog er mit seinen Hunden um und lebte jetzt nur fünfzig Meter von Lomax' Pavillon entfernt in einem ausgetrockneten Brunnen. Er blieb dort sehr für sich und reagierte ablehnend auf Ransoms Versuche, ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen.

Im Gegensatz dazu verbrachte Quilter

die meiste Zeit am Rand des Schwimmbeckens. Offenbar wollte er zu irgendeinem Verhältnis mit Ransom kommen, fand aber trotz aller Anstrengung einfach keinen Berührungspunkt. Gelegentlich ließ er sich nur wenige Meter von Ransom entfernt im Sand nieder und ließ die Kinder über seine Schultern klettern, wobei sie an den Fellen zogen und die Federkappe vorsichtig berührten.

In unregelmäßigen Abständen wurde diese friedvolle häusliche Szene dadurch gestört, daß Richard Lomax auftauchte.

Seine Vorstellungen – Ransom sah sie jedenfalls als Auftritte eines Schauspielers an – waren im Grunde

genommen immer gleich. Gegen Mittag bewegte sich plötzlich etwas in seinem Pavillon, dann ertönten Gongs und Glocken aller Art. Quilter hörte sich den Lärm ruhig an und zeichnete dabei seltsame Figuren in den Staub, über die seine Kinder lachten. Dann stieß Lomax einen lauten Schrei aus und zündete gleichzeitig eine Feuerwerksrakete. Sie zischte über die weißen Dünen davon und hinterließ eine lange Rauchspur, die sich in der unbeweglichen heißen Luft nur langsam auflöste. Schließlich erschien Lomax selbst in seinem lächerlichen Seidenanzug vor dem Miniaturtempel. Er runzelte wütend die Stirn, fuchtelte heftig mit den Armen, rief Quilter Schimpfworte zu und wies dabei

immer wieder auf das Reservoir. Während Quilter sich gelassen auf einen Ellbogen zurücklehnte, schlich Whitman mit den Hunden näher an Lomax heran.

Lomax' Tirade war unterdessen noch lauter und ausfallender geworden, wobei sein Gesicht sich so heftig verzerrte, daß es einer grotesken Maske glich.

Als die Kinder schließlich vor Angst leise zu weinen begannen, gab Quilter Whitman ein Zeichen. Der Einarmige ließ daraufhin einen Hund von der Leine. Der Hund raste wie ein weißer Blitz auf Lomax zu, der rasch wieder in seinem Pavillon verschwand und die Tür vor der Nase des Angreifers zuwarf, während der Hund enttäuscht zu kläffen begann.

Dann herrschte wieder völlige Ruhe bis zum nächsten Vormittag, an dem sich der Auftritt wiederholte. Obwohl Lomax mit seinen Grimassen und Feuerwerksraketen in den ersten Jahren die meisten Nomaden erfolgreich vertrieben haben mußte, die zufällig auf diese Oase gestoßen waren, schien Quilter völlig immun dagegen zu sein. Er hockte die meiste Zeit mit nachdenklich gerunzelter Stirn am Rand des Schwimmbeckens und dachte offenbar über die kommende Krise und ihre Auswirkungen auf seine Existenz nach. Dazwischen spielte er mit den Kindern oder Vögeln, die in seine Nähe kamen, um das ranzige Fleisch aufzupicken.

Whitman und Ransom behandelte er

immer mehr auf die gleiche Art, indem er sie mit seinem langen Stab in die Flucht schlug, sobald sie ihm den Weg versperrten. Ransom fand sich vorläufig mit diesen Schlägen ab, weil er sich eine mögliche gemeinsame Zukunft, in die Quilter sie vielleicht alle führen würde, nicht verbauen wollte. Nur mit Miranda verlor Quilter nie die Geduld. Die beiden saßen gemeinsam am Boden des Schwimmbeckens, während draußen das Wasser im Reservoir verdunstete und die Dünen immer näher rückten, als seien sie die letzten Nachkommen Adams und Evas, die das Ende der Welt erwarteten.

Ransom hatte Philip Jordan und Catherine nicht mehr zu Gesicht

bekommen. Nur einmal glaubte er im Morgengrauen einen jungen Mann am Reservoir zu sehen, der eine Wasserflasche füllte. Quilter schien ihn nicht bemerkt zu haben, und als Whitman die Hunde losließ, war die dunkle Gestalt bereits zwischen den Dünen verschwunden.

Catherine Austen zeigte sich nie, aber nachts kamen die Löwen immer näher und brüllten schon an der Uferstraße.

»Quilter, du abscheuliches Ungeheuer! Komm her, Kaliban, hier steht dein Meister!«

Ransom saß am Rand des Schwimmbeckens, kümmerte sich nicht um das Geschrei aus dem Pavillon und

spielte mit Quilters ältestem Kind. Der Fünfjährige war sein liebster Gefährte geworden. Wenn Ransom beide Hände ausstreckte, sah ihm der Kleine scharf in die Augen und berührte dann jedesmal die Hand, in der ein Stein lag. Gelegentlich wählte er aus Mitleid allerdings absichtlich die falsche Hand.

»Kaliban! Ich warne dich zum letztenmal ...!«

Ransom sah zu Lomax hinüber, der sich diesmal fast zwanzig Meter von seinem Pavillon entfernt hatte. Sein Anzug glitzerte in der Sonne. Lomax stolzierte gravitatisch auf und ab, schwenkte einen Spazierstock mit silberner Krücke und schien sich völlig sicher zu fühlen.

»Quilter ...!« Lomax' Stimme überschlug sich fast. Quilter war irgendwohin verschwunden, und er sah nur Ransom zwischen den umgestürzten Säulen der Loggia sitzen.

Ransom nickte dem Kleinen aufmunternd zu und sagte: »Weiter. In welcher Hand?« Der Junge lächelte breit und beobachtete ihn mit großen Augen, als warte er auf die Enthüllung eines Geheimnisses. Dann schüttelte er den Kopf und hielt beide Arme hinter dem Rücken versteckt. Ransom öffnete zögernd die leeren Hände, und der Kleine nickte zufrieden.

»Ganz nett«, stellte Ransom fest. Er zeigte auf Lomax, der sich noch immer nicht beruhigt hatte. »Dein Vater scheint

es mit der gleichen Methode zu versuchen. Aber ich fürchte fast, daß Mister Lomax nicht so intelligent wie du ist.« Er nahm eine Blechschachtel aus der Tasche und öffnete sie. Die Schachtel enthielt zwei Stücke getrocknetes Fleisch. Nachdem er sich die Finger abgewischt hatte, gab er eines davon dem Jungen.

Der Kleine verschwand wortlos damit hinter der nächsten Düne.

Ransom lehnte sich gegen eine Säule. Er überlegte eben, wann er die Oase verlassen und sich in die Löwengrube wagen sollte, als er plötzlich einen heftigen Schlag auf den linken Oberarm erhielt.

Als er aufsah, stand Richard Lomax

über ihm und hatte den Spazierstock zu einem zweiten Schlag erhoben.

»Ransom ...!« zischte er.
»Verschwinden Sie ...!« Sein Gesicht war dunkelrot vor Zorn. »Ich lasse mir mein Wasser nicht stehlen! Verschwinden Sie, habe ich gesagt!«

»Richard, um Gottes willen ...«
Ransom stand auf. Hinter ihm polterten die Steine, dann erschien der Junge wieder. Er trug eine offenbar tote Möwe in den Händen.

Lomax starrte ihn an, als habe er einen lebenden Alptraum vor sich. Dann holte er mit dem Spazierstock aus und wollte den Jungen schlagen. Der Kleine trat einen Schritt zurück, erwiderte unerschrocken seinen Blick und öffnete

die Hände. Der Vogel flog kreischend auf und streifte fast Lomax' Kopf.

Von den Dünen her ertönte ein lauter Schrei. Quilter war nur noch hundert Meter weit entfernt und kam rasch auf seinen Stelzen heran, wobei die Felle im Sonnenschein flatterten. Neben ihm marschierte Whitman mit den Hunden, die Jonas von allen Seiten umringten und immer wieder nach seinen Beinen schnappten.

Lomax ließ Ransom stehen, drehte sich auf dem Absatz um und rannte über den Sand davon. Die Hunde rissen sich von der Leine los und rasten hinter ihm her, während Quilter auf seinen Stelzen Zweimeterschritte in die gleiche Richtung machte. Als Whitman die Leine

aufhob, traf Jonas ihn mit einem gewaltigen Faustschlag am Nacken. Whitman kam rasch wieder auf die Beine, aber Jonas riß sich das Netz von der Schulter und brachte ihn damit nochmals zu Fall. Dann raffte er sein Netz an sich und rannte auf seinen langen Beinen fort.

Als Lomax seinen Pavillon schon fast erreicht hatte, drehte er sich nach den Hunden um, zog eine Handvoll Knallkörper aus der Tasche und warf sie ihnen vor die Schnauzen. Die Meute wich erschrocken zurück, aber Quilter rannte an ihr vorbei durch den Rauch der Detonationen.

Er streckte eine Hand nach Lomax aus. In diesem Augenblick blitzte etwas wie

Silber auf, als eine lange Klinge aus Lomax' Spazierstock sprang. Der Architekt machte einen schulmäßigen Ausfall und traf Quilter an der Schulter. Bevor Quilter sich erholt hatte, verschwand Lomax in seinem Pavillon.

Quilter betrachtete nachdenklich das Blut an seiner Hand und kehrte langsam ans Schwimmbecken zurück, während hinter ihm Gongs und Glocken ertönten. Er warf Ransom einen kurzen Blick zu, strich dem Jungen über den Kopf und rief Whitman etwas zu. Die beiden Männer piffen nach den Hunden und gingen den Fluß entlang in die Richtung, in die Jonas geflohen war.

Als sie eine Stunde später noch immer

nicht zurückgekehrt waren, trug Ransom den Kleinen ins Schwimmbecken hinunter.

»Nur herein, Doktor«, empfing Miranda ihn, als er die Decken zur Seite schob. »Hat Richard wieder eines seiner Galafeuerwerke abgebrannt?«

»Wahrscheinlich das letzte«, antwortete Ransom. »Die Vorstellung war diesmal durchaus nicht amüsant gemeint.«

Miranda wies ihm mit einer kurzen Handbewegung einen Stuhl an. In dem abgeteilten Raum hinter dem Vorhang spielte Mrs. Quilter mit den Kindern. Miranda richtete sich auf einem Ellbogen auf. Bei diesem Anblick fühlte Ransom sich an einen großen Seehund

erinnert, der am Boden des Schwimmbeckens ruhte. Mirandas Gesicht schien jeden Tag kleiner zu werden, denn Augen, Nase und Mund verschwanden in einer gewaltigen Fettschicht, die sie bedeckte und ihre Konturen verwischte, wie der Sand die Umrisse aller Gegenstände im und am Fluß unter sich begraben hatte.

»Ihr Bruder ist von der Vorstellung besessen, das Wasser im Reservoir sei sein persönliches Eigentum«, sagte Ransom. »Haben Sie Einfluß auf Quilter? Wenn Richard ihn weiterhin provoziert, kommt es noch zu einem Blutbad.«

»Machen Sie sich deswegen keine Sorgen.« Miranda tat seine

Befürchtungen mit einer kurzen Handbewegung ab. »Quilter ist nur ein großes Kind. Er könnte keine Fliege umbringen.«

»Miranda, ich habe aber selbst gesehen, daß er eine Möwe mit einer Hand zerdrückt hat.«

Miranda blieb unbeirrt. »Damit beweist er nur, daß er den Vogel versteht. In gewisser Beziehung ist das sogar ein Zeichen dafür, daß er die Möwe liebt.«

»Das ist aber eine schreckliche Liebe«, stellte Ransom fest.

»Finden Sie das wirklich?« fragte Miranda. Sie beobachtete lächelnd seine Reaktion. Bevor Ransom antworten konnte, wurde ihre Unterhaltung gestört.

»Doktor!« Ransom sah auf und erkannte Mrs. Quilters erschrockenes Gesicht. »Hier läuft irgendwo Wasser!«

Ransom sprang auf und schob die Abdeckung beiseite. Wasser flutete in breitem Strom über den Rand des Schwimmbeckens, lief die Wand hinunter und sammelte sich auf dem gekachelten Boden. Dort wurde es von den Federbetten aufgesaugt und versickerte teilweise in der Feuerstelle, weil dort die Kacheln fehlten.

»Nehmen Sie die Kinder, Mrs. Quilter!« Ransom wandte sich an Miranda, die jetzt aufrecht saß. »Das Wasser läuft am Haus vorbei und scheint aus dem Reservoir zu stammen! Vielleicht kann ich Lomax noch

abhalten.«

Während er über die Treppe aus dem Schwimmbecken stieg, sah er Quilter und Whitman an sich vorbeirennen. Die Hunde folgten ihnen dicht auf den Fersen.

Zwischen den Dünen glitzerten zehn oder zwölf silberne Wasserläufe, die alle am Reservoir begannen. Ransom platschte durch einen hindurch und spürte den Wasserdruck an den Beinen. Hinter der nächsten Dünenkette wurde ein breiterer Kanal sichtbar. Hier floß das Wasser fast einen Meter tief, strömte an Mauerresten vorüber, gluckerte in Ritzen und Löcher, versiegte allmählich und wurde von der durstigen Erde aufgenommen.

Quilter raste auf seinen Stelzen weiter. Whitman hatte die Hunde an der Leine und hielt ein altes Bajonett zwischen den Zähnen. Die beiden rannten durchs Wasser, blieben nur kurz stehen, um zu beobachten, wie es verschwand, und erreichten dann die letzte Böschung. Quilter stieß einen lauten Schrei aus, als Jonas, der bisher mit seinem Netz am Wasser gekniet hatte, wie ein erschreckter Hase aufsprang und am Ufer entlang davonlief. Die Hunde hetzten hinter ihm her, kamen aber im nassen Sand nur langsam voran.

Ransom blieb auf der Düne stehen. Das Reservoir war schon fast ausgelaufen und bestand nur noch aus einem winzigen Tümpel, dessen

Oberfläche ebenfalls rasch kleiner wurde. An vier oder fünf Stellen waren tiefe Gräben am Ufer gezogen worden, durch die das Wasser ausgeströmt war. Der feuchte Sand an den Rändern des Beckens trocknete bereits in der heißen Sonne.

Quilter blieb am Ufer stehen und sah dem verschwindenden Wasser ruhig nach. Seine Federkappe saß schief über einem Ohr. Er nahm sie geistesabwesend vom Kopf und ließ sie in den nassen Sand fallen.

Ransom beobachtete die wilde Jagd am gegenüberliegenden Ufer. Jonas hatte das Reservoir bereits zur Hälfte umrundet, als die Hunde ihn einholten und an ihm hochsprangen. Einmal

stolperte er, als ein Hund ein großes Stück aus seinem Hemd riß. Dann schüttelte er das Tier ab und rannte weiter, während die Meute ihn von allen Seiten umringte.

Plötzlich erschienen zwei weitere Gestalten auf den Dünen. Sie liefen auf die Hunde zu und versperrten ihnen den Weg. Ransom hörte die weißen Löwen brüllen.

»Catherine!« Als er rief, rannte sie neben den Löwen her und trieb sie mit ihrer Peitsche voran. Hinter ihr trabte Philip Jordan mit dem Speer in der Hand und einem Wasserkanister auf dem Rücken. Er drängte Whitman mit dem Speer beiseite, während die Hunde erschrocken vor den Löwen

zurückwichen und durch das leere Reservoir davonrasten. Catherine trieb die Löwen weiter und verschwand wieder mit ihnen zwischen den Dünen. Philip Jordan näherte sich Jonas und wollte nach seinem Arm greifen, aber der ältere Mann riß sich los und rannte über die Sandhügel davon.

Ein Hund durchquerte das leere Becken und lief mit eingezogenem Schwanz an Ransom vorbei. Als Ransom und Quilter sich nach ihm umdrehten, sahen sie fünfzig Meter von sich entfernt Richard Lomax am Ufer stehen. Der Architekt lachte schallend über ihre verblüfften Gesichter.

»Quilter, du verdammter Narr ...!« brachte er mühsam mit vor Lachen

erstickter Stimme heraus. Die Hosen des grauen Seidenanzugs waren bis zu den Knien naß, an Ärmeln und Manschetten klebte feuchter Sand. Hinter ihm lag ein breiter Spaten am Ufer.

Ransom sah zum Haus hinüber. Wo noch vor wenigen Minuten Wasser in tiefen Rinnen geflossen war, zeichneten sich jetzt nur ausgetrocknete Kanäle ab. Das Wasser war spurlos im Sand versickert, der es bereitwillig aufgenommen hatte.

»Ich habe dich oft genug gewarnt, nicht wahr, Quilter?« rief Lomax.

Quilter näherte sich ihm langsam und beobachtete den anderen dabei ständig.

»Sieh dich vor, damit du nicht auf falsche Gedanken kommst, Quilter.«

Lomax machte eine warnende Handbewegung und ging dann rückwärts die Böschung hinauf. Links von ihm erschien Whitman hinter den Dünen, um ihm den Weg abzuschneiden. »Quilter!« Lomax blieb stehen und warf sich in Positur. »Das war mein Wasser, mit dem ich tun und lassen kann, was mir Spaß macht!«

Quilter und Whitman trieben ihn zwischen den Ruinen etwa dreißig Meter vom Ufer entfernt in die Enge. Hinter ihm auf den Dünen war Miranda mit Mrs. Quilter und den Kindern erschienen. Sie ließen sich im Sand nieder und sahen zu.

Lomax klopfte sich die Knie ab und zog seine Spitzenmanschetten aus den

Ärmeln. Quilter wartete zehn Meter vor ihm, während Whitman mit dem stoßbereiten Bajonett in der Hand auf ihn zuschlich. Lomax wich ungeschickt aus und schlug Whitman seinen Stockdegen über den Kopf.

»Richard!«

Lomax drehte sich nach seiner Schwester um, erkannte sofort, daß er damit einen Fehler gemacht hatte, und wollte wieder in Verteidigungsstellung gehen. In diesem Augenblick war Whitman bereits heran, schlug ihm die Klinge aus der Hand und stieß ihm das Bajonett bis zum Heft in die Brust. Lomax schrie auf und stolperte rückwärts gegen eine niedrige Mauer. Whitman ließ den Stockdegen fallen, den

er aufgehoben hatte, bückte sich nach Lomax' Füßen und zog sie mit einem Ruck hoch, so daß sein Gegner in den alten Schacht stürzte, der unmittelbar hinter der Mauer begann. Eine riesige weiße Staubwolke breitete sich über der engen Öffnung aus, als Lomax heftig mit den Beinen strampelte, wodurch er nur noch tiefer im Schacht versank.

Die Staubwolke sank langsam in sich zusammen und schwebte schließlich wie ein leichter Nebel über der Öffnung. Dann war keine Bewegung mehr zu erkennen.

Ransom wollte zum Haus zurückgehen und merkte erst dann, daß Miranda und die Kinder noch immer auf der Düne hockten. Er sah zum Fluß hinüber und

hoffte dabei, Philip Jordan oder Catherine würden dort auftauchen, aber die beiden waren am Ufer verschwunden. Die Dünen lagen bewegungslos in der heißen Sonne.

Er sah Whitman entgegen, der sein Bajonett stoßbereit in der Hand hielt, während er vorsichtig herankam. Quilter starrte das leere Reservoir an, das bereits an den Rändern weiß zu werden begann.

Whitman holte mit dem Bajonett aus und schien enttäuscht zu sein, als Ransom sich nicht wehrte. »Quilt ...?« rief er.

Quilter ging auf das Haus zu und drehte sich nur kurz nach Whitman um. Dann machte er eine resignierte

Handbewegung. »Laß ihn in Ruhe«, sagte er. Ransom sah ihm verblüfft nach, denn Quilter war zum erstenmal in den langen Jahren ihrer Bekanntschaft völlig gelassen und fast heiter, als sei endlich eine schwere Last von seinen Schultern genommen.

Die Vögel waren längst verschwunden. Überall bewegten sich Licht und Schatten unendlich langsam. Seitdem die Dünen der Oase nicht mehr durch verdunstendes Wasser gekühlt wurden, reflektierten sie die Hitze wie glühende Asche. Ransom ruhte unter der Loggia am Schwimmbecken. Die zeitlose Welt, in der Quilter lebte, bildete jetzt auch sein Universum, das keine Störungen von außen hatte. Nur der Schatten des durchlöcherten Daches über seinem Kopf, dessen Länge und Durchmesser sich veränderten, erinnerte ihn an die

Bewegung der Sonne.

Als Mrs. Quilter am nächsten Tag starb, half Ransom bei der Beerdigung. Miranda war zu müde und erschöpft, um sie zu begleiten, aber Whitman und Ransom trugen die Alte auf ein Brett zwischen sich. Sie gingen hinter Quilter her zum Friedhof in der Stadt und warteten dann, während er nur seinem langen Stab unter den Ruinen nach einem Auto suchte. Wie er Ransom bereits erzählt hatte, waren die meisten schon voll, aber schließlich fanden sie doch einen leeren Wagen und begruben Mrs. Quilter in einer großen alten Limousine. Als sie dann den Sand über dem Dach einebneten, streuten die Kinder Papierschnitzel darüber.

Wenig später brach Philip Jordan auf, um nach seinem Vater zu suchen. Er kam noch einmal in die Oase und verabschiedete sich von Ransom. Der junge Mann kniete neben ihm und hielt eine Wasserflasche an seine Lippen.

»Es ist mein letztes Wasser, aber irgendwo dort draußen muß es einen Fluß geben. Quilter hat mir erzählt, daß mein Vater ihn selbst gesehen haben soll. Wenn ich ihn treffe, können wir gemeinsam danach suchen. Vielleicht begegnen wir uns eines Tages dort, Doktor.«

Philip Jordan erhob sich wieder, und Ransom erkannte weit hinter ihm auf einer Düne Catherine Austen. Sie winkte

ihm kurz zu und sah dann dem jungen Mann entgegen. Als Philip vor ihr stand, hob sie ihre Peitsche und trieb die weißen Löwen an, die neben ihr im Sand gelegen hatten.

Als in der gleichen Nacht ein Sandsturm aufkam, ging Ransom an den See hinunter und beobachtete die langen Staubfahnen über den Dünen. Weit vom Ufer entfernt lag noch immer das Wrack des alten Dampfers, der früher unter Captain Tulloch über den See gefahren war. Jetzt stand eine hagere schwarze Gestalt unbeweglich am Ruder, als steuere das Schiff durch gefährliche Untiefen. Jonas schien seinen alten Traum noch immer nicht vergessen zu

haben.

Der Sturm hatte sich am nächsten Morgen völlig gelegt, als Ransom Abschied von Quilter und Miranda nahm. Er verließ das Haus, winkte den Kindern zu, die ihn bis zum Tor begleitet hatten, und ging langsam die Avenue entlang, bis er sein ehemaliges Haus erreichte. Hier standen nur noch einige Mauerreste, aber Ransom ruhte sich trotzdem eine Stunde zwischen den Trümmern aus, bevor er seinen Weg fortsetzte.

Er stieg über die Ruinen, ging zum Fluß hinunter und stolperte in Richtung See weiter. Der heftige Wind hatte die Dünen geglättet, so daß sie wie gefrorene Wellen in der Sonne lagen.

Ransom folgte den Senken, von denen aus er das Ufer nicht mehr sehen konnte. Der Sand war hier unberührt weiß und leuchtete fast schmerzhaft intensiv. Die Dünen wurden ständig höher.

Obwohl die Sonne noch nicht ihren höchsten Stand erreicht hatte, schien sie sich in den Himmel zurückzuziehen. Gleichzeitig wurde es merklich kühler zwischen den Dünen. Ransom stellte zu seiner Überraschung fest, daß er keinen Schatten mehr in den Sand warf, als habe er endlich die lange Reise über die Grenzen einer inneren Landschaft beendet, die er seit so vielen Jahren in seiner Phantasie mit sich herumgetragen hatte. Um ihn herum wurde es ständig dunkler. Der weiße Sand wirkte

plötzlich grau und glanzlos, die winzigen Kristalle seiner Oberfläche schienen milchig trüb. Über den Hügeln lag jetzt ein gigantischer schwarzer Schleier, als verliere die ganze äußere Welt allmählich ihre Existenz.

Einige Zeit später fiel Ransom nicht auf, daß es zu regnen begonnen hatte.